

**Deutscher
Reporterpreis
2015**

**Die 10 nominierten Texte
in der Kategorie
„Bestes Interview“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Halser, Marlene: „Ohne Kopftuch ist es kalt um die Ohren“ (0072)	03
2) Relotius, Claas: „Ich muss meinen Befreiern etwas zurückgeben (0098)	13
3) Höfler, Norbert: „Das Geld war ein Geschenk“ (0147)	26
4) Sußebach, Henning: Wie fühlt sich das Alter an? (0400)	33
5) Berbner, Bastian: Die Hölle, das ist der andere (0428)	62
6) Bauer, Wolfgang: „Ich bin jetzt eine andere. Das spüre ich. Jemand, den ich nicht kenne.“ (0898)	85
7) Taube, Dagmar von: Das Hosenanzugsgeschlecht (1056)	107
8) Büchse, Nicolas; Stawski, Dominik: Ein Drehstuhl ohne Armlehne, ein kahles Büro,... (1211)	116
9) Luik, Arno: Der Tag, an dem sie die Demokratie beerdigten (1233)	129
10) Maus, Stephan: „Charlie ist da. Und Charlie macht weiter!“ (1236)	149

"Ohne Kopftuch ist es kalt um die Ohren"

Der Hijab gehört für viele muslimische Frauen zur Identität. Ein Gespräch über Opferrollen, gute Ausländerinnen und die Emanzipation durch das Verschleiern

Von Marlene Halser, taz, die tageszeitung, 24.04.2015

taz: Frau Ulfat, Frau Boukraf, Frau El-Hassan, Frau Mutlu-Iskender, das Wichtigste zuerst: Wie machen muslimische Frauen das Handy zum Telefonieren an ihrem Kopftuch fest?

Jasamin Ulfat: Das frage ich mich auch immer.

Zeynep Mutlu-Iskender: Ich glaube, das ist irgendwie ins Untertuch integriert.

Ulfat: Bei mir würde das nicht halten.

Nemi El-Hassan: Meine Tante macht das. Sie bindet das Kopftuch einfach sehr eng, sodass nur noch ein kleiner Spalt frei ist, und da wird das Telefon rein geklemmt. Das ist keine große Magie.

Es gibt also noch ein Untertuch?

Mutlu-Iskender: Das ist eine Haube, wie man sie auch zum Schwimmen aufsetzt.

Malika Boukraf: Nur aus Baumwolle.

El-Hassan: Auf Arabisch heißt sie Amta. Bonne auf Türkisch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Boukraf: Die kann man entweder kaufen, oder man schneidet Nylonstrumpfhosen zurecht. Dann hat man mehr Farbauswahl.

Und wozu dient die Haube?

Ulfat: Es ist nirgendwo festgelegt, dass man sie tragen muss. Ich mache es, weil mir sonst meine Haare ins Gesicht rutschen.

Mutlu-Iskender: Außerdem kann man sich so frei bewegen und muss keine Angst haben, dass das Tuch abfällt und man dann ohne dasteht.

Jede von Ihnen trägt das Kopftuch auf sehr unterschiedliche Weise.

Warum?

Boukraf: Ich vergleiche es mit der Handschrift. Auch die verändert sich im Laufe des Lebens. Man probiert verschiedene Stile aus. Anfangs war ich sehr unsicher. Ich wollte es ganz besonders richtig machen und habe das Tuch sehr straff gebunden und so viel wie möglich verhüllt, weil ich dachte, dass es meinen Eltern gefällt. Heute weiß ich, wie ich ticke, kenne mich besser und kann deshalb auch mit dem Tuch lockerer sein. Auch meine Eltern hatte ich falsch eingeschätzt. Das Strenge war ihnen gar nicht so wichtig, wie ich dachte. Aber es spielen auch ganz praktische Gründe eine Rolle: Was geht am schnellsten? Was steht mir? Für jede Gesichtsform ist eine andere Art, das Tuch zu binden, ideal.

Teilen Sie das?

Ulfat: Ja. Als ich noch jünger war, wusste ich überhaupt nicht, wie ich das Tuch am besten binden soll. Es war total unpraktisch. Ich konnte mich damit nicht bewegen, keinen Sport machen. Mittlerweile habe ich eine Form für mich gefunden, mit der ich auch zum Zug rennen kann, ohne dass mir das Tuch davonfliegt.

Nun sieht man aber Ihren Hals, Frau Ulfat ...

Ulfat: Es gibt bestimmte Hinweise im Koran, wie das Tuch zu tragen ist. Die lassen sich von Vollverschleierung bis kopftuchlos unterschiedlich auslegen. Für mich ist es in Ordnung, wenn man den Hals sieht. Andere sind da strikter.

El-Hassan: Mir ist es schon wichtig, dass der Hals bedeckt ist. Auch dass man die Arme nicht sieht. Aber meine Kollegin hat recht. Es gibt viele religiöse Strömungen und Rechtsschulen im Islam. Die Mainstreamauslegung lautet: Gesicht und Hände dürfen frei bleiben. Der Rest wird verhüllt. Aber es gibt keine Autorität, die einem reinreden könnte, wenn man das anders sieht.

Haben Sie alle selbst entschieden, ein Kopftuch zu tragen?

Mutlu-Iskender: Ja. Ich habe mit 14, 15 Jahren damit angefangen. Ich habe vier Schwestern. Die waren meine Vorbilder. Auch meine Mutter trägt Kopftuch. Ich wollte dazugehören. Meiner Mutter wäre es lieber gewesen, ich hätte das erst nach der Ausbildung oder nach dem Studium begonnen. Umso später, umso besser, sagte sie. Damit ich es leichter habe und nicht immer die Kämpferin sein muss, wie meine Schwestern. Aber ich habe es trotzdem gemacht.

Wogegen muss man denn kämpfen?

Ulfat: Gegen Vorurteile, gegen Anfeindungen.

Wann haben Sie damit angefangen?

Ulfat: Mit 13 Jahren. Ich komme aus einer sehr strengen islamischen Familie. Meine Mutter ist deutsche Konvertitin, mein Vater stammt aus Afghanistan. Ihm war es immer sehr wichtig, dass seine drei Töchter eine gute Ausbildung machen, aber auch dass wir Kopftuch tragen. Mit 16, 17 Jahren hätte ich es trotzdem fast abgelegt.

Weshalb?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ulfat: Ich bin in der hessischen Provinz aufgewachsen. Meine Schule besuchten 1.700 Schüler, ich war die Einzige mit Kopftuch. Das war sehr schwer für mich. Ich konnte mich nicht modisch kleiden, fühlte mich fast wie ein drittes Geschlecht. Auf der Straße wurde ich beschimpft, angespuckt, ins KZ gewünscht, manchmal sind ältere Damen angewidert aufgestanden, wenn ich mich im Bus neben sie setzte. Aber ich habe mich durchgebissen. Meine Schwestern haben das Tuch irgendwann ausgezogen. Man bekommt viele Jobs nicht, hat Probleme bei der Wohnungssuche. Das erzeugt Zukunftsängste. Ich verstehe jede Frau, die es nicht tragen möchte. Mein Vater hat, trotz seiner strengen Auslegung des Islam, auch Verständnis für uns. Meine Mutter, die es selbst trägt, sowieso.

Haben Sie alle so früh damit angefangen?

El-Hassan: Ich habe erst mit 17 Jahren entschieden, Kopftuch zu tragen. Und es war ein langwieriger Prozess, bis es so weit war. In den Wochen zuvor habe ich viel geweint.

Warum?

El-Hassan: Ich hatte Angst. Ich bin in Brandenburg aufgewachsen. Frauen mit Kopftuch gibt es dort kaum, schon gar keine jungen. Und die Ressentiments sind groß. Meine Eltern sind Muslime, die ganz normal beten und fasten. Meine Mutter trägt auch Kopftuch. Aber mein Vater wollte nicht, dass ich das Tuch trage. Im Osten sei das zu schwer, meinte er. Ich bin auch auf ein katholisches Gymnasium gegangen. Ich hatte Angst um meine Noten, dass ich schlechter bewertet werde, wenn ich ein Kopftuch trage. Ein gutes Abitur war mir total wichtig.

Warum haben Sie sich trotzdem für das Kopftuch entschieden?

El-Hassan: Ich habe in der 11. Klasse die Religion für mich entdeckt. Und zwar mehr oder weniger zufällig.

Wie das?

El-Hassan: Unsere Gemeinde organisiert einmal im Jahr eine Fahrt nach Hamburg zur Blauen Moschee. Meine Cousine und ich wollten nur mitfahren, weil wir uns die Stadt ansehen wollten. Weil ich aber am selben Tag erst von einer Klassenfahrt zurückgekommen war, war ich so müde, dass ich am Ende in der Moschee hängen geblieben bin. Was ich dort erlebt habe, hat mich emotional sehr berührt. Die Menschen, die so sehr ins Gebet vertieft waren. Und alle waren so nett zueinander. Danach habe ich begonnen, mich mit dem Islam zu befassen, und bin jeden Freitag nach Berlin gefahren, um einen Islamkurs zu besuchen. Zwei Jahre später, in der 13. Klasse, war ich für das Kopftuch bereit.

Wurden Ihre Befürchtungen bestätigt?

El-Hassan: An der Schule nicht. Als alle überzeugt waren, dass ich zu nichts gezwungen werde, habe ich dort fast nur gute Erfahrungen gemacht. Außerhalb der Schule war das anders. Ohne Kopftuch hat man mich für eine Italienerin oder Spanierin gehalten, also für eine gute Ausländerin. Mit Kopftuch sieht man nun sofort, welcher Religion ich angehöre und aus welchem Kulturkreis ich stamme. Rassismus kenne ich, seit ich 17 bin.

Was haben Sie erlebt?

El-Hassan: Es passiert so viel. Drei Neonazis in Brandenburg wollten ihre Hunde auf mich hetzen. Hier in Berlin hat mich jemand angeschrien, ich Kopftuchschlampe solle dahin gehen, wo ich hergekommen bin. Und neulich in der Bibliothek hat mich ein Mann angebrüllt, was mir einfalle, mit einer Burka in die Uni zu kommen, und dass ich in der Bibliothek nichts verloren hätte. Man sieht also: Rassismus hat leider nichts mit dem Grad der Bildung zu tun.

Ulfat: Das kann ich bestätigen. Das Perfide ist: Wenn die Menschen gut ausgebildet sind, wird die Diskriminierung nur indirekter, versteckter. Man bekommt eine Stelle nicht oder nur einen Job ohne Kundenkontakt, darf nicht mit aufs

Firmenfoto und all so was. Aber niemand sagt einem ins Gesicht, dass es am Kopftuch liegt. Dagegen kann man sich viel schwerer wehren als gegen offene Anfeindungen.

Boukraf: Wissen Sie, was? Wenn ich ganz ehrlich bin, habe ich eigentlich gar keine Lust mehr auf das Kopftuchthema.

Okay ... Und wieso?

Boukraf: Weil ich nicht mehr ständig diese Opferrolle einnehmen möchte. Natürlich gibt es Vorurteile und sehr viele Probleme. Aber in den Diskussionen zu diesem Thema werden die falschen Fragen gestellt. Ich sehe keine Weiterentwicklung.

Welche Fragen finden Sie falsch?

Boukraf: Na, ob wir zum Kopftuch gezwungen werden oder ob wir es freiwillig tragen, zum Beispiel. Das Tuch ist eine Verpackung, mehr nicht. Ich finde, es sollte nicht so sehr im Vordergrund stehen. Das ist ein künstlicher Akt, den wir hier durchführen. Wir sind alle vier erfolgreiche selbstbewusste Frauen, die es zu etwas gebracht haben. In der Modebranche, in Schule und Uni, in der Medizin. Keine von uns wird von der Familie oder von den Männern unterdrückt. Trotzdem sind wir spezielle Bürgerinnen mit Kopftuch. Warum lädt man uns nicht mal zu einem Gespräch ein, in dem wir inhaltlich zu einem anderen Thema Kompetenz zeigen können? Dass wir dabei Kopftuch tragen, sollte keine Rolle spielen.

Aber sind wir schon an diesem Punkt?

Boukraf: Ich frage mich, ob wir das erreichen, in dem wir das Thema immer so in den Mittelpunkt stellen.

Es gibt aber noch viele offene Fragen zu diesem Thema. Können wir weitersprechen?

Boukraf: Ja. Aber das war mir wichtig.

Frau Boukraf, Sie unterrichten als Lehrerin an einem Gymnasium. Das Kopftuch mussten Sie dazu bislang absetzen. Fiel Ihnen das leicht?

Boukraf: In den ersten Wochen war das sehr befremdlich. Ich trage das Tuch, seit ich zwölf Jahre alt bin. Ich fand es plötzlich ganz schön kalt um die Ohren. Was aber viel wichtiger ist: Ich fühlte mich entblößt, so, als würde ich im Bikini über den Schulhof laufen. Plötzlich musste ich Bereiche zeigen, die für mich zur Intimsphäre gehören. Eine Bekannte sagte zu mir: Du hast bestimmt schönes Haar. Den anderen wird das gefallen. Okay. Aber für mich ist das in etwa so, als würde jemand sagen: Du hast bestimmt tolles, gewelltes Schamhaar. Zeig es mir doch mal!

Ulfat: Die Gesellschaft gibt einem manchmal das Gefühl, als habe sie ein Anrecht auf unsere Haare, als würden wir den Menschen etwas vorenthalten. Aber das ist Quatsch.

El-Hasan: Das ist absurd. Eigentlich ist es ja ein emanzipatorischer Ansatz, als Frau zu sagen: Ich möchte bestimmte Körperregionen nicht zeigen.

Frau Boukraf, warum haben Sie sich gebeugt?

Boukraf: Eigentlich wollte ich das nicht. Ich habe immer für mein Recht gekämpft und auch andere Kommilitoninnen bestärkt. Der Plan war, nach Rheinland-Pfalz zu ziehen, wo es das Kopftuchverbot für Lehrerinnen auch vor der Gerichtsentscheidung nicht gab. Dort war der Bewerbungszeitraum aber später als in NRW. Also hatte ich mich in beiden Bundesländern beworben, um auf Nummer sicher zu gehen. Noch schlimmer als der Gedanke, das Kopftuch abnehmen zu müssen, war für mich die Angst, keinen Job zu bekommen. Ich komme aus einer marokkanischen Großfamilie. Seit ich dazu in der Lage bin, arbeite ich und unterstütze meine Eltern finanziell. Ihnen sagen zu müssen, dass ich arbeitslos bin, hätte ich nicht geschafft. Als ich die Zusage in NRW bekam, habe ich innerhalb von 24 Stunden entschieden, das Kopftuch für die Arbeit abzulegen.

Bereuen Sie das?

Boukraf: Einerseits ja. Aber wenn ich auf dem Kopftuch bestanden hätte, wäre ich mir so stur vorgekommen. Alle Kommilitoninnen zogen plötzlich an mir vorbei. Viele hatten schon irgendwo unterschrieben. Ich wollte mir meine Chance nicht verbauen.

El-Hassan: Ich bin gerade sehr traurig über das, was du sagst. Es ist so unglaublich demütigend, dass dich jemand zwingt, das Kopftuch abzulegen, nur um deinen Beruf auszuüben. Für mich wäre das, als sagte jemand zu mir: Zieh deine Unterwäsche aus. Das ist ein Armutszeugnis für Deutschland. Ich hätte den Job nicht gemacht.

Boukraf: In deinem Alter habe ich genauso gedacht. Ich hoffe, du bewahrst dir diese Einstellung.

Haben Sie sich mittlerweile daran gewöhnt?

Boukraf: Ja, und wenn man ausblendet, dass ich mir in der Hinsicht nicht treu bleiben konnte, ist es sehr angenehm. Ohne Kopftuch erlebe ich die rassismusfreieste Zeit meines Lebens. Plötzlich sehen mich die anderen als Menschen und nehmen mich als Individuum wahr. Wenn ich das Kopftuch trage, bin ich das leider nicht. Dann bin ich eine Frau mit Kopftuch, der man bestimmte Attribute zuschreibt: Putzfrau, spricht kein Deutsch, wird unterdrückt. Und ich werde als Opfer wahrgenommen, an dem einige ihre Aggressionen ablassen wollen.

Warum setzten Sie das Tuch dann nicht einfach ab?

Boukraf: Weil ich das nicht bin! Das Kopftuch gehört zu meiner Identität und wäre für mich idealerweise auch Teil meiner Lehreridentität.

Glauben Sie, dass Ihre Schüler damit ein Problem hätten?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Boukraf: Im Referendariat habe ich das Kopftuch noch getragen. Die allermeisten Schüler hatten damit überhaupt kein Problem. Die sind sehr viel aufgeschlossener, als man denkt. Die meisten Eltern übrigens auch.

Ulfat: Ich möchte noch mal auf Ihre Frage zurückkommen.

Warum sie das Kopftuch nicht einfach absetzt?

Ulfat: Ja. Denn dies impliziert, dass wir in der Bringschuld sind. Als würden wir etwas falsch machen und das Problem mit unserem Verhalten hervorrufen. Das stimmt aber nicht. Wir sind nicht schuld an der Diskriminierung, die uns widerfährt, nur weil wir so aussehen, wie wir aussehen. Genauso wie die Frau, die einen Minirock trägt, niemanden zu einer Vergewaltigung provoziert. Natürlich ist das Leben einfacher ohne Kopftuch! Mein Mann hat mich zu Beginn unserer Ehe gefragt, ob ich mir vorstellen könne, es abzusetzen, damit wir als Ehepaar auch beruflich vorankommen. Ich habe darüber nachgedacht. Aber ich habe meine Jugend mit dem Tuch durchgemacht. Wenn ich es jetzt absetze, dann müsste ich mich noch mal ganz neu erfinden. Und das möchte ich nicht. Ich finde es wichtig, dass ich in Deutschland mit Kopftuch leben und Karriere machen kann. Das heißt für mich, dass Deutschland ein offenes Land ist, in dem alles nebeneinander funktioniert: vom Minirock bis zur Vollverschleierung, Hetero, Homo, Trans ... Ich bin für eine offene Gesellschaft in jeder Hinsicht. Wenn das unmöglich wird, dann stimmt etwas nicht.

Ihr Mann möchte, dass Sie das Tuch absetzen?

Ulfat: Er will, dass ich tue, was ich für richtig halte, und unterstützt mich bei allem, was ich entscheide. Wir haben aber schon darüber gesprochen. Es wäre für uns alle einfacher, wenn ich es nicht tragen würde. Ich werde von der Gesellschaft als Opfer wahrgenommen, er automatisch als Täter, als Unterdrücker. Ich kenne Männer, die ihre Frauen bitten ,zur Betriebsfeier das Kopftuch abzusetzen, weil das ihre Aufstiegschancen im Unternehmen einschränkt. So weit wollen wir uns aber nicht verbiegen.

El-Hassan: Ich muss sagen, ich bewundere jeden Mann, der eine Frau mit Kopftuch heiratet. Das ist schon eine ziemliche Bürde. Aber was ist das für eine Gesellschaft, in der es offenbar in Ordnung ist, uns als Mülleimer für Aggressionen anzusehen? Bin ich dazu verpflichtet, den schwarzen Gürtel in Karate zu machen, um mich verteidigen zu können?

Gibt es nicht auch Menschen ohne Kopftuch, die einschreiten, wenn Sie beschimpft werden?

El-Hassan: Extrem selten. Wenn jemand hilft, dann sind es meist Männer, die selbst aus einem anderen Kulturkreis kommen. Aber warum müssen die sich verantwortlich fühlen? Warum müssen die plötzlich alle Kopftuchfrauen von Berlin verteidigen?

In New York gibt es eine Muslimin, die den World Hijab Day ins Leben gerufen hat, und propagiert, dass an diesem Tag alle Frauen - ganz gleich, welchen Glaubens - ein Kopftuch tragen. Wie finden Sie das?

Mutlu-Iskender: Das ist eine coole Idee! Wenn es den Menschen gelingt, das Tuch unter modischen Aspekten zu sehen, wenn sie es einfach schön finden, dann gelingt es ihnen auch oft, die Vorurteile hinter sich zu lassen. Mit dem Turban, den ich trage, sind die Menschen eher neugierig als ablehnend und beginnen Fragen zu stellen.

El-Hassan: Diese Aktion ist für mich echte Empathie. Es geht ja nicht darum, jemandem das Kopftuch aufzudrängen. Ich habe nicht den geringsten missionarischen Eifer. Es geht einfach darum, einen Tag lang in den Schuhen eines anderen zu laufen und so etwas besser zu verstehen. Das ist eine Aktion, die mein Herz erwärmt. Wenn Menschen, die nicht betroffen sind, freiwillig sagen: Ich bin bei dir. Ich stehe zu dir. Du bist nicht allein.

„Ich muss meinen Befreiern etwas zurückgeben“

Martin Greenfield gilt als einer der besten Schneider der Welt. Seit mehr als sechzig Jahren kleidet er Stars und Präsidenten in den USA ein. Die Macht von Kleidung erkannte er schon in seiner Jugend - als Gefangener in Auschwitz.

Von Claas Relotius, SZ-Magazin, 15.05.2015

Das Atelier des Meisters liegt in New York City, in einer der entlegensten Straßen Brooklyns, in einem in die Jahre gekommenen Fabrikgebäude ohne Türschild oder Klingel. Martin Greenfield, 86, geboren als Sohn tschechoslowakischer Feldarbeiter, ist ein weißhaariger Herr mit gewinnendem Lächeln und tailliertem Anzug, er hat zarte, feingliedrige Hände. Seine Werkstatt ist ein weitläufiger Raum im vierten Stock, voll mit Büsten und Nähmaschinen, gelbes Licht fällt von der Decke. Greenfield sitzt während des Interviews an einem breiten Holztisch, seinem täglichen Arbeitsplatz seit 67 Jahren.

SZ-Magazin: Sie wurden als Maximilian Grünfeld geboren und haben sich erst Anfang der Fünfzigerjahre in Martin Greenfield umbenannt. Dennoch wird in den Anzügen, die Sie schneiden, bis heute Maximilian Grünfeld ins Etikett eingestickt, Ihr jüdischer Geburtsname. Ist Ihr Verhältnis zu diesem Namen ein gespaltenes?

Martin Greenfield: Der Name Grünfeld ist sehr eng mit den Konzentrationslagern verbunden, mit Auschwitz und Buchenwald. Ich habe allen Menschen, die für mich arbeiten oder die mir nahestehen, bis an mein Lebensende

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

verboten, mich Maximilian zu nennen. Wenn ich den Namen Max höre, höre ich sofort die Schreie im Lager. Manchmal rieche ich dann sogar die Leichen und den Gestank in den Baracken.

Sie haben sich einen neuen Namen gegeben, um Ihre Vergangenheit hinter sich zu lassen?

Ich mochte meinen jüdischen Namen, aber ohne ihn wäre ich nie an diesen Orten gelandet. Nach dem Krieg wollte ich ein neues Leben in Amerika anfangen, also habe ich mir einen neuen, amerikanischen Namen gegeben. Mein echter Name kam ins Etikett.

Als stille Reminiszenz?

Vor allem als Mahnung. Er sollte mich für immer Demut lehren.

Sie kleiden seit fast siebzig Jahren die prägendsten Männer der USA ein, von John F. Kennedy bis Barack Obama, von Muhammad Ali bis Frank Sinatra. Die größten Hollywoodstars rühmen sich heute Ihrer Bekanntschaft, und Bill Clinton, mit dem Sie eng befreundet sind, bezeichnet Sie als lebende Legende. Im April 1944 waren Sie ein Junge aus den tschechischen Karpaten, der in den Vernichtungslagern der Nazis sterben sollte.

Die Nummer, die sie mir damals tätowiert haben, steht noch immer auf meinem Unterarm. (Er krepelt den linken Hemds-ärmel hoch.) Ich habe ein paar Mal versucht, sie entfernen zu lassen, aber ich kriege sie nicht weg: A4406. Das A steht für Auschwitz. Ich finde meinen jüdischen Namen im Etikett deutlich eleganter, aber die Wirkung ist die gleiche: Ich wache noch mit 86 auf und weiß jeden Morgen, woher ich komme.

Ende der Neunzigerjahre führte der Regisseur Steven Spielberg Zeitzeugen-Interviews mit Überlebenden des Holocausts. Das Interview mit Ihnen dauerte länger als zehn Stunden. Weder davor noch danach haben Sie je ein Wort über Ihre Vergangenheit verloren. Warum nicht?

Meine Familie und auch ein paar enge Freunde wussten Bescheid. Ansonsten habe ich versucht, niemanden damit zu belästigen.

Sie sahen eine Belästigung darin, über den Holocaust zu sprechen?

Die Frage ist, wie es die Menschen empfunden hätten, mit denen ich verkehrt habe. Wenn Frank Sinatra hier in mein Atelier kam, um einen Anzug zu bestellen, oder mir Marlon Brando beim Dinner gegenüber saß, dann hatte doch keiner von beiden Lust, über die Gaskammern zu reden. Ich selbst auch nicht, also habe ich das alles nie erwähnt. Der Einzige, der mich geradeaus fragte, ob ich in Auschwitz gewesen bin, war Bill Clinton.

Wie kam es dazu?

Das war im Sommer 1998, Clinton war damals Präsident. Man hatte mich gebeten, neue Anzüge für ihn anzufertigen, also war ich im Weißen Haus, um Maß anzulegen. Ausgerechnet an diesem Tag fiel dort die Klimaanlage aus, mir lief also der Schweiß am ganzen Körper runter. Es war entsetzlich peinlich, aber zum Glück hatte der Präsident ganz andere Probleme. Die Sache mit Monica Lewinsky war gerade am Kochen.

Wie haben Sie Clinton an diesem Tag erlebt?

Er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, war aber überhaupt nicht bei der Sache. Wir waren uns davor schon einige Male begegnet, doch an diesem Tag wechselte er kaum ein Wort mit mir. Erst als sein Blick auf das Etikett seines Anzugs fiel, sagte er mit seinem typischen Arkansas-Akzent: »Grünfeld?« Ich sah, wie es in seinem Kopf arbeitete. Er wusste, dass ich aus der Tschechoslowakei kam. Er musste also nur eins und eins zusammenzählen, um zu ahnen, dass ich in einem Konzentrationslager gewesen war. Als er mich danach fragte, konnte ich ihm kaum in die Augen sehen. Ich habe geantwortet, ich wäre schon vor dem Krieg nach Amerika geflohen.

Warum haben Sie gelogen?

Der Präsident sollte nur Tage später ganz Amerika anlügen, als er vor laufender Kamera sagte, er hätte nie eine Beziehung zu seiner Praktikantin gehabt. Menschen lügen aus den unterschiedlichsten Gründen. Bill hatte damals nicht die Kraft, einen Fehler einzugestehen. Ich hatte nicht den Mut, über Dinge zu sprechen, über die ich nie zu sprechen gelernt hatte.

Sie haben jetzt, nach jahrzehntelangem Schweigen, Ihre Autobiografie geschrieben: Measure of a Man (Maß eines Mannes, Anm. d. Red.). Nimmt das Verlangen, vom eigenen Schicksal zu berichten, gegen Ende des Lebens zu?

Wahrscheinlich. Der Gedanke, morgen nicht mehr aufzuwachen und nie über Auschwitz gesprochen zu haben, hat mich beschämt.

Sie sind dort dem Lagerarzt Josef Mengele begegnet. In Ihrem Buch schreiben Sie: »Er trug einen feinen Anzug, der selbst beim Sitzen keine Falten warf. Sein elegantes, besonnenes Gesicht umrahmte das glänzende Monokel vor seinem Auge.« Hat Ihnen Mengeles Erscheinung imponiert?

Sie hat mich sogar fasziniert. Es war gleich bei unserer Ankunft: Ich stand mit meinen Eltern und meinen Geschwistern auf einem der Viehwaggons, mein Vater hielt meine Hand, und ich hielt die Hand meines vierjährigen Bruders. Dann ging langsam die Ladetür herunter, und die SS-Leute fingen an zu brüllen. Ich weiß noch, dass ich kein Wort verstanden habe, nicht weil ich Angst hatte, sondern weil mein Blick auf den funkelnden Lederschuhen eines Mannes verharrte, der ein paar Meter entfernt stand. Ich hatte so etwas Schönes wie diese Schuhe nie zuvor gesehen. In dem Dorf, in dem ich aufgewachsen war, trugen die Männer ja bloß einfache Stiefel. Der Mann, der an den Gleisen von Auschwitz diese feinen Schuhe trug, war Mengele. Er sprach kein Wort, hielt nur den Daumen nach rechts oder nach links.

War Ihnen klar, was das bedeutete?

Ich wusste nur, dass wir weit weg von zu Hause und in Schwierigkeiten waren. Mein Vater und ich sollten arbeiten, wir gingen in die eine Richtung. Meine Mutter, meine beiden Schwestern und mein kleiner Bruder gingen in die andere. Alle vier winkten dabei und sagten: »Bis später!« Es war ein sonniger Frühlingstag, die Vögel zwitscherten. Ich hatte keine Ahnung, dass ich keinen von ihnen wiedersehen würde.

Mengele war einer der schlimmsten Verbrecher des NS-Regimes, berüchtigt für seine Experimente an Lagerinsassen. Kann ein ordentlicher Anzug jedem Menschen den Anschein von Würde verleihen?

Der Philosoph Henry David Thoreau hat mal gesagt: »Zieh einer Vogelscheuche deinen neuesten Anzug an und stell dich unbekleidet daneben – wer würde nicht zuerst

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die Vogelscheuche grüßen?« Würde ist ein großes Wort, aber ich fürchte, ein guter Anzug verleiht auch Verbrechern einen Anschein von Rechtmäßigkeit.

Es gibt Studien, die nahelegen, dass Bankräuber umso erfolgreicher sind, je besser sie sich bei ihren Überfällen kleiden.

Für mich ergibt das Sinn. Die Magie eines Anzugs besteht darin, dass er einen Mann in etwas verwandeln kann, was dieser gar nicht ist. Jedes Mal, wenn ich Mengele sah, imponierte mir sein stolzer Gang in dieser fabelhaften, passgenauen Kleidung. Er wirkte darin wie ein vorbildlicher Mensch, dem ich ohne zu zögern mein Leben anvertraut hätte. Nicht wie ein Mann, der Babys bei lebendigem Leib verbrannte, Kindern Gift in die Augen träufelte oder behinderten Frauen Stromschläge verpasste, um herauszufinden, wann sie sterben.

Ihre gesamte Familie wurde bald nach Ihrer Ankunft ermordet. Ihre Mutter, Ihre zwei Schwestern, Ihr kleiner Bruder und Ihre Großeltern wurden ins Gas geschickt. Ihr Vater wurde erschossen. Sie waren damals 15. Hatten Sie mehr Angst vor dem Sterben oder vor dem Überleben?

Wenn ich morgens aufwachte, gab es immer einen kurzen Moment, in dem ich hoffte, ich wäre schon tot. Dann fing ein neuer Tag an, und es ging doch irgendwie weiter.

Die Nazis teilten Sie und andere Jungen Ihres Alters zur Zwangsarbeit ein. Dazu zählte auch, die Leichen anderer Juden zu vergraben.

Ich habe diese Arbeit so stoisch wie möglich erledigt. Dabei habe ich häufig in den Himmel gesehen und darauf gewartet, dass die Sonne unterging. Sobald es dunkel wurde, durften wir in der Wäscherei arbeiten, was mich zu dem Beruf brachte, den ich heute habe. Beim Waschen der Nazi-Uniformen habe ich einmal so kräftig geschrubbt, dass der Stoff eines SS-Hemds riss. Ich wurde dafür heftig verdroschen, aber später ließ ich mir von einem Mithäftling zeigen, wie man die Fetzen wieder zusammennäht.

Das erste Kleidungsstück, das Sie genäht haben, war ein SS-Hemd?

Ich habe in meinem späteren Leben Anzüge geschneidert, die bis zu 60 000 Dollar kosteten, für Elvis Presley, Clint Eastwood, Paul Newman und Sammy Davis Jr., all diese schillernden Leute, aber von allen Kleidungsstücken war dieses SS-Hemd

immer das wertvollste. Ich durfte es tragen, weil man zwar die SS-Symbole noch erkennen konnte, es aber ansonsten bloß noch ein Lumpen war. Es gab mir Wärme, um die Todesmärsche nach Buchenwald zu überstehen. Und es verschaffte mir Respekt.

Man behandelte Sie darin anders?

Die Wärter traten mir deshalb nicht mit Menschlichkeit gegenüber, aber jedenfalls stand ich nie mehr in der ersten Reihe, wenn Häftlinge zum Spaß der Aufseher erschossen wurden. Mir wurde da zum ersten Mal bewusst, welche Macht Kleidung hat.

In Ihrer Autobiografie schreiben Sie, dass Sie nach der Befreiung Buchenwalds auf Rache sann. Unter Ihren unzähligen Peinigern hatten Sie es vor allem auf den damaligen Bürgermeister von Weimar abgesehen.

Das hatte eine Vorgeschichte: Während der Inhaftierung in Buchenwald musste ich in einer Munitionsfabrik bei Weimar arbeiten. Dabei entdeckte ich eines Tages einen Kaninchenstall, der zum Anwesen des reichen Bürgermeisters gehörte. Ich war so ausgehungert, dass ich die Tiere beiseite schob und ihr Futter in mich hineinstopfte. Die junge Ehefrau erwischte mich dabei. Es war bloß Abfall, aber sie und ihr Mann hetzten die Hunde auf mich und ließen mich halb totprügeln. Damals sind in mir alle Hemmungen gefallen. Ich schwor mir: Wenn ich überlebe, kehre ich zurück und bringe diese Menschen um. Tatsächlich bin ich eine Woche nach der Befreiung nach Weimar gefahren, zwei junge Freunde aus dem Lager haben mich begleitet. Auch an Maschinengewehre zu kommen, war nicht besonders schwer.

Der Bürgermeister und seine Frau waren noch nicht geflohen?

Nein. Ich hielt das Gewehr im Anschlag und klopfte an die Tür. Die Frau öffnete, sie hielt ein Kleinkind auf dem Arm und beschimpfte mich als Drecksjuden. Ich war wie versteinert, weil ich merkte, dass ihr Hass noch stärker war als ihre Angst. Mein Finger strich ein paar Mal über den Abzug, aber ich konnte nicht abdrücken.

Was hinderte Sie?

Vielleicht ein kleiner Rest von Menschlichkeit. Ich sagte zu der Frau: »Ich bin nicht Mengele. Ich töte keine Mutter mit einem Kind auf dem Arm.« Um unser

Gesicht zu wahren, klauten wir ihnen wenigstens den funkelnden, schwarzen Mercedes, der hinter dem Haus stand, und kurvten damit durch die Stadt. Jahre später habe ich erfahren, dass der Bürgermeister und seine Frau sich kurz nach dem Krieg die Pulsadern aufschnitten. Was ich nicht übers Herz gebracht hatte, haben sie dann also selbst erledigt.

Es muss eine unwirkliche Szene gewesen sein: Drei minderjährige Juden, die Maschinengewehre und KZ-Kleidung tragen und im Mercedes eines deutschen Bürgermeisters durch Weimar fahren.

Das war unser kleiner Triumph. Am Straßenrand sind wir zwei hübschen, blonden Mädchen begegnet, die zu uns ins Auto stiegen. Ich glaube, sie waren so beeindruckt von unserem Wagen, dass ihnen gar nicht auffiel, wie wir gestunken haben. Es war das erste Mal seit sehr langer Zeit, dass ich mir wieder attraktiv vorkam. Wir sind dann zurück nach Buchenwald gefahren, in diesem teuren Mercedes, mit zwei arischen Schönheiten auf dem Rücksitz. Auf dem Schild am Lagerzaun stand der Schriftzug »Jedem das Seine«. Manchmal hat Gott einen sehr jüdischen Sinn für Humor.

Sie glauben noch an Gott?

Ich versuche es jeden Tag.

Was ist aus dem Mercedes geworden?

Die Amerikaner haben ihn beschlagnahmt. Man drückte uns dafür ein Bündel Ohringe in die Hand. Ich habe diese gegen Geld getauscht und bin nach Prag gereist. Das Erste, was ich dort gemacht habe, war, mir einen Anzug zu kaufen. Ich fand schon damals, dass ein Mann einen Anzug tragen sollte, wenn er ein neues Kapitel in seinem Leben aufschlägt.

Von dem schottischen Philosophen Thomas Carlyle stammt der Satz: »Die Menschen verkommen, wenn sie kein Feierkleid anziehen.«

Darin steckt mehr Wahrheit, als man denkt. Die Zeit im KZ hat bei mir ein Verlangen nach Schönheit geschürt, das ich vorher gar nicht gekannt hatte. Ich war sogar kurz davor, in die tschechoslowakische Armee einzutreten, nur weil ich die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Uniformen der Soldaten so bewunderte. Als die Spannungen mit den Sowjets zunahmen, beschloss ich, dass dies vielleicht doch keine gute Idee war.

Stattdessen sind Sie in die USA ausgewandert. Sie waren 18, besaßen kaum Geld und kannten dort niemanden.

Die Fahrt von Bremerhaven nach New York dauerte genau eine Woche. An Bord spielte eine Kapelle jede Nacht Swing. Ich habe getanzt, bis es hell wurde.

Hatten Sie keine Angst vor dem, was Sie in dem fremden Land erwarten würde?

Ich hatte Auschwitz überlebt, ich fühlte mich unverwundbar. Außerdem hatte ich die Stimme meines Vaters im Ohr. Als ich ihn zum letzten Mal sah, sagte er mir, dass ich kein schlechtes Gewissen haben sollte, falls ich das Lager überleben würde. Er sagte, ich sollte meine Familie ehren, indem ich etwas aus meinem Leben mache.

Es war diese Fabrik, die heute Ihnen gehört, in der Sie damals gelandet sind und eine Lehre zum Schneider begonnen haben.

Die Schneiderei schien mir ein ehrenwertes Handwerk zu sein. Ich hatte keinen Penny bei mir und musste irgendwie zu Geld kommen. Überleben und Nähen waren alles, was ich in den Konzentrationslagern gelernt hatte.

Der damalige Eigentümer der Fabrik war der berühmte Schneider William P. Goldman, zu dessen Kundenstamm schon damals einige Hollywoodstars zählten.

Ich hätte keinen besseren Lehrmeister haben können. Die ersten Jahre habe ich nicht mal Geld bekommen, nur kostenloses Essen und einen Schlafplatz unter dem Dach. Aber das war mir die Ausbildung wert.

Wie viel an Ihrer Arbeit ist Handwerk und wie viel ist Kunst, die sich nicht lernen lässt?

Designer sind Künstler, Schneider sind Macher. Ich wollte nie ein Designer sein. Ich wollte immer Visionen und Material in Einklang bringen. Das Einzige, was man an einem Beruf nicht lernen kann, ist die Leidenschaft.

Ihr Lehrmeister muss Ihre Leidenschaft und Ihr Talent für diesen Beruf früh erkannt haben. Keine sechs Jahre nach Ihrem ersten Arbeitstag durften Sie einen Anzug für den damaligen US-Präsidenten Dwight D. Eisenhower schneidern.

Die anderen Schneider waren erkrankt, nur deshalb durfte ich einspringen. Ich weiß noch, wie meine Hände zitterten! Ich war mir sicher, ich würde mit diesen Händen nie ein sauberes Maß hinbekommen. Die Tatsache, dass ich den Präsidenten treffen sollte, war nur das eine. Auf dem Weg ins Weiße Haus befiel mich zudem der Gedanke, wie tief ich in dessen Schuld stand. Ich dachte: Ich muss meinen Befreiern etwas zurückgeben.

Eisenhower hatte im Krieg als Oberbefehlshaber der Alliierten Streitkräfte gedient und mit den US-Truppen das Konzentrationslager Buchenwald befreit.

Das war nicht mal zehn Jahre her. Ich hatte ihm und den Amerikanern mein Leben zu verdanken. Damals in Buchenwald musste ich mich am Lagerzaun festhalten, um dem General die Hand zu schütteln. Eisenhower hatte eine sehr imposante Gestalt, mit Helm und Uniform erschien er mir drei Meter groß. Wie ich später feststellte, stimmte dieses Maß in Wirklichkeit nicht ganz. Dass wir uns so bald wiedersehen würden, er mittlerweile Präsident und ich sein Schneider, war jedenfalls nicht unbedingt vorherzusehen.

Haben Sie Eisenhower wissen lassen, dass Sie sich schon einmal begegnet waren?

Nein, er hätte sich sowieso nicht erinnert. Aber die Anzüge waren makellos, er hat sich bei nächster Gelegenheit bei mir bedankt. Ich habe ihm erneut die Hand gedrückt, diesmal kräftiger als noch in Buchenwald, und ebenfalls Danke gesagt.

Stimmt es, dass Sie dem Präsidenten in den Jahren darauf ungefragt Ratschläge in Sachen Außenpolitik gaben?

Ich dachte, ich muss die Chance nutzen, dem mächtigsten Mann der Welt so nah zu sein. Ihn anzusprechen gehörte sich nicht für einen jungen Mann wie mich, also habe ich bei jedem neuen Anzug kleine Botschaften in den Innentaschen hinterlassen. Einmal habe ich ihm sogar einen Zettel in seine Golfhose genäht.

Was stand darauf?

Es war die Zeit der Sueskrise. Großbritannien, Frankreich und Israel waren plötzlich wieder im Krieg, dabei ging es vor allem um wirtschaftliche Interessen. Eisenhower war damals kurz davor, amerikanische Truppen in den Nahen Osten zu schicken. Ich hielt das für keinen guten Plan, also schrieb ich auf den Zettel: »Warum schicken Sie keine Dollars?«

Haben Sie jemals eine Antwort bekommen?

Der Präsident muss mich für verrückt gehalten haben. Er hat natürlich nie geantwortet, aber offenbar hat er die Geschichte im Weißen Haus weitererzählt. Vier Jahrzehnte später nahm mich Bill Clinton auf den Stufen des Kapitols zur Seite und sagte: »Wenn Sie einen guten Rat für mich haben, schicken Sie mir bitte einfach ein Fax!« In den Innenseiten seiner Anzüge, sagte er, sehe er zu selten nach.

1977, dreißig Jahre nach Ihrem ersten Arbeitstag, haben Sie diese Fabrik für 100 000 Dollar gekauft. Damals arbeiteten hier sechs Angestellte, heute sind es 129. Sie müssen nicht nur ein begnadeter Schneider, sondern auch ein guter Geschäftsmann sein.

Ich habe kein Geschäftsgeheimnis. Das ganze Geheimnis, wohlhabenden Männern Kleidung zu verkaufen, besteht darin, ihre Frauen glücklich zu machen. Solange diese zufrieden sind, werden die Männer immer wiederkommen.

Ihre namhaften Kunden dürften die beste Werbung sein und Ihren Ruf befeuern.

Ich habe mir diesen Ruf hart erarbeitet. Und die Arbeit mit Showstars ist nicht immer einfach. Mit Marlon Brando stand ich schon in diesem Zimmer, Faust gegen Faust, und meine Sekretärin musste die Polizei rufen, um einen Mord zu verhindern.

Wer wollte wen umbringen?

Brando mich und ich Brando. Das war Anfang der Neunziger, er hatte einen teuren Blazer bei mir bestellt, italienische Seide, feinsten Stoff. Marlon hatte einen ausgezeichneten Geschmack, aber er aß und trank so viel, dass er jede Woche ein paar Pfund zunahm. Das größte Problem war, dass er sich das Übergewicht nicht

eingestehen wollte. Er beharrte auf Maßen, die ganz und gar nicht seine waren, und als ich ihn darauf hinwies, rastete er aus und begann, mein Atelier zu verwüsten.

Brando galt als Hitzkopf, der keiner Schlägerei aus dem Weg ging. Sie haben sich trotzdem mit ihm angelegt?

Große Namen haben mich nie eingeschüchtert. Ich glaube, Marlon ärgerte vor allem, dass es überhaupt jemand wagte, ihm zu widersprechen. Er führte ständig diese Entourage aus Leuten mit sich, die ihm den Hintern puderten, etwas anderes war er gar nicht mehr gewohnt. Wir sind uns damals an die Gurgel gegangen, am Ende hatte er eine blutige Nase und ich ein aufgeschlagenes Kinn, aber ich gewann seinen Respekt. Von diesem Tag an wurden wir enge Freunde. Er nannte mich noch am Sterbebett seinen »jüdischen Berater«.

Brando, Presley, Sinatra – sie alle sind wie Pilger hier rausgefahren, um sich von Ihnen einkleiden zu lassen. Es heißt, Sie seien noch heute nicht bereit, Ihren Kunden hinterherzureisen.

Vor einiger Zeit rief Martin Scorsese an, er wollte einen Smoking für die Oscar-Verleihung bestellen und meinte, dass er keine Zeit habe, zur Anprobe vorbeizukommen. Ich habe ihm höflich geantwortet, dass es mir leid tue und ich dann leider nichts für ihn tun könne. Es gab Zeiten, da war dieses Geschäft so klein, dass wir dankbar waren für jeden Arbeiter aus der Nachbarschaft, der durch diese Tür kam, um sein Sonntagsjackett flicken zu lassen. Mittlerweile zählen zu den Kunden eben berühmte Stars und Politiker, aber sollte ich diese nun hofieren, nur weil sie mehr bezahlen? Allein bei Präsidenten mache ich Ausnahmen, da betrachte ich es als patriotischen Dienst.

Gibt es einen Menschen, den Sie gern eingekleidet hätten, den Sie aber nie bekommen haben?

Sein Name war Michael Jackson. Ich mochte diesen Jungen schon immer. Wie er sich bewegen konnte! Jackson trug jahrelang extravagante Outfits, die für mich nicht in Frage kamen, aber zu seiner großen Comeback-Tour 2009 wünschte er sich etwas Klassisches. Jackson probte damals in London, und es hieß, er sei zu schwach, um in ein Flugzeug zu steigen und nach Brooklyn zu reisen. Ein Notfall, also gab mir

das Management seine Maße am Telefon durch. Ich habe nächtelang daran gearbeitet, und einen Tag vor seinem Tod wurden die Teile fertig, mein Sohn hatte sie schon zum Flughafen gebracht. Ich hatte gehofft, die Anzüge würden die ersten für Jackson sein. Tatsächlich waren es die letzten.

Sie scheinen immer wieder auf dem Pfad der Geschichte zu wandeln. Es heißt, Sie seien sogar am 11. September 2001, als Flugzeuge in das World Trade Center flogen, mit George Bush verabredet gewesen.

Ich habe an diesem Tag in Washington auf ihn gewartet, wir hatten einen Termin. Der Präsident sollte am Nachmittag aus Florida zurückkehren, und ich sollte noch am Abend neue Anzüge für ihn ausmessen. Dann kam der Lauf der Geschichte dazwischen. Ich habe im Fernsehen gesehen, wie der zweite Twin Tower einstürzte. Genau eine Stunde später rief mich eine Dame aus Bushs Büro an und sagte, man werde unseren Termin verschieben müssen.

Viele Amerikaner haben sich nach den Anschlägen in einen trotzigem Konsumrausch gestürzt, um sich mehr denn je an schönen Dingen zu erfreuen. Haben Sie davon etwas gemerkt?

Man konnte es schon am nächsten Morgen spüren. Ich hatte am 12. September eine Filialeröffnung in Washington, die wir nicht absagten, obwohl kaum damit zu rechnen war, dass an diesem Tag irgendjemand kommen und einen Anzug kaufen würde. Aber tatsächlich standen die Leute Schlange wie nie zuvor. Es war ihre Art, mit dem Grauen umzugehen. Nach dem Krieg hatte ich in den Straßen von Prag ganz Ähnliches erlebt. Ich glaube, je schlimmer die Erlebnisse der Menschen sind, desto größer wird ihr Bedürfnis, die schönen Seiten des Lebens zu feiern.

Vor sechs Jahren, als Sie achtzig wurden, haben Sie Ihre Bar Mizwa nachgeholt. Unter den mehr als 500 Gästen versammelte sich halb Hollywood. Barack Obama hielt eine Glückwunschrede, in der er sagte, Ihre Geschichte erzähle mehr über die USA als jeder Roman oder Kinofilm. Empfinden Sie das eigentlich genauso?

Das waren viel zu große Worte für einen Mann wie mich. Ich denke, der Präsident spielte einfach auf den amerikanischen Traum an, der in meiner Geschichte

ein Stück weit wahr geworden ist. Es als Kriegsflüchtling zu etwas zu bringen und es in seinem Beruf ganz nach oben zu schaffen – in den meisten Ländern dauert so etwas zwei oder drei Generationen. Hier ist es in einem Leben möglich.

Wenn Sie auf dieses Leben zurückblicken: Überwiegt dann das Leid oder das Glück, das Sie erfahren haben?

An manchen Tagen kommt mir die tätowierte Nummer auf meinem Arm schon etwas verblasst vor. Ich habe viel Gutes erlebt. Ich liebe eine Frau, mit der ich seit fast 57 Jahren verheiratet bin. Ich bin Vater und Großvater geworden. Meine Söhne werden eines Tages dieses Geschäft weiterführen. Man kann ein Jahr in Auschwitz nicht aufwiegen, aber in meinem Leben gab es viel mehr Sonne als Finsternis.

"Das Geld war ein Geschenk"

Die USA wollen seine Auslieferung. Joseph Blatter will, dass er den Mund hält. Dem stern erzählt Ex-Fifa-Vize Jack Warner von Umschlägen voller Scheine, seiner Nacht im Knast und warum er wütend ist

Von Norbert Höfler, stern, 03.06.2015

Am Nachmittag bat er im Parlament um Entschuldigung, weil er einen Tag gefehlt hatte. Er saß im Knast. Jack Warner, 72, ist einer der mächtigsten Männer im Karibikstaat Trinidad und Tobago. Ihm und seiner Familie gehören Hotels, Appartementshäuser, Einkaufszentren und zig weitere Unternehmen. Er gründete 2013 eine eigene Partei, die Independent Liberal Party (ILP). Er war Arbeitsminister und Minister für Nationale Sicherheit. Derzeit sitzt Warner auf der Oppositionsbank. Sein Ziel ist es, die Premierministerin zu stürzen. Bis vor Kurzem waren sie noch Verbündete.

Warner war bis 2011 Fifa-Vizechef, wegen Korruptionsvorwürfen trat er zurück. US-Ermittler zählen ihn zu den Hauptverdächtigen im Fifa Korruptionsskandal. Warner wurde in der vergangenen Woche in der Hauptstadt Port of Spain verhaftet, kam aber gegen eine Kautions von umgerechnet rund 350 000 Euro wieder frei. Seine Auslieferung in die USA gilt als unwahrscheinlich. Am vergangenen Wochenende feierte er mit über 200 Anhängern in einem mit Girlanden geschmückten Festsaal in seinem Wahlkreis. Nach der Party stellte sich Jack Warner in einem Hinterzimmer dem stern zum Interview. Es endete abrupt.

Mr Warner, Sie feiern gerade mit Ihren Freunden. Sind Sie heute Nacht ein glücklicher Mann?

Fast alle Nächte meines Lebens waren glücklich.

Gehört dazu auch die vergangene Nacht im Gefängnis?

Es war eine ungewöhnliche Nacht. Ich war in einen Käfig gesperrt. Aber ich wurde mit Respekt behandelt. Das ist wichtig. Ich hatte Bücher und konnte fernsehen.

Haben Sie geschlafen?

Nein, ich habe kein Auge zugetan.

Sie hatten also Zeit, die dicke Anklageschrift der US-Justizministerin zu lesen? Loretta Lynch wirft Ihnen Betrug, Bestechung, Geldwäsche und schwere Bestechlichkeit vor.

Ich lese das Zeug nicht.

Warum nicht?

Lynch ist Amerikanerin. Ich habe kein Vertrauen in Amerikaner. Die sind mit ihrer Bewerbung um die Fußballweltmeisterschaft hinten runtergefallen. Die sind parteiisch.

Glauben Sie das im Ernst?

Die Amerikaner haben eine Rechnung mit mir offen.

Es gibt Beweise gegen Sie!

Welche denn?

Die Anklageschrift listet in Ihrem Fall zahlreiche Straftaten auf. Sie haben bestochen! Geld gewaschen und betrogen. Schauen Sie hier auf Seite 81 ...

Wen denn?

Hier steht, Sie sollen dafür gesorgt haben, dass zehn Millionen Dollar unter Funktionären verteilt wurden, damit diese für die WM in Südafrika stimmen. Sie selbst sollen davon auch einen großen Teil eingesackt haben.

Alles Gerüchte!

Sie haben einen Ihrer Vertrauten nach Paris geschickt, um von dort Bargeld in Bündeln mit je 10 000 Dollar nach Trinidad und Tobago zu schaffen.

Fakt ist, ich habe einen Mann nach Frankreich geschickt. Er kam mit einem Koffer zurück. Ich weiß nicht, was darin war. Es war nicht für mich. Was hat das mit mir zu tun?

Sie haben bei anderer Gelegenheit im Hotel Hyatt in Port of Spain 25 Briefumschläge mit jeweils 40000 Dollar an Funktionäre verteilt, um Stimmen zu kaufen. Mohamed bin Hammam aus Katar sollte 2011 neuer Fifa-Boss werden.

Die Umschläge mit dem Geld waren Geschenke. Jemand anderer hat sie verteilt. Ich, Jack Warner, habe keine Umschläge herumgetragen.

Aber Sie sorgten dafür, dass insgesamt eine Million Dollar verteilt wurden. Sie ließen bestechen.

Hören Sie doch auf damit! Ich sage Ihnen, in meinem Alter nervt mich Dummheit. Wer wollte, konnte den Umschlag ja zurückgeben.

Ist Joseph Blatter korrupt?

Ich weiß nur: Er wurde fünfmal in Folge zum Fifa-Chef gewählt. Ist er korrupt? Ich weiß es nicht.

Wenn es einer weiß, dann Sie. Sie haben doch 30 Jahre lang zusammen die Strippen gezogen.

Ich habe seit Jahren nicht mehr mit Blatter gesprochen. Vor vier Jahren wollte ich gegen seinen Willen einen Regimewechsel an der Fifa-Spitze. Deshalb ja auch die Umschläge mit dem Geld. Mein Mitarbeiter sagte damals, wir haben hier Geld in Fördertöpfen. Ich habe gesagt: Dann verteilt es. Blatter macht das doch genauso. Seit Jahren. Tag für Tag.

Aber es ist doch ungewöhnlich, dass jemand auf einer Tagung Umschläge mit 40000 Dollar verteilt. Oder?

Ich sag es Ihnen jetzt noch einmal: Das war nicht ungewöhnlich bei der Fifa.

Okay. Da landete also Mohamed bin Hammam mit seinem Privatflieger in Trinidad und Tobago mit einer Million Dollar im Koffer. Es gelingt ihm, das Geld in kleinen Scheinen durch den Zoll zu schmuggeln. Er kommt zu Ihnen und fragt: Jack, wie können wir es sinnvoll einsetzen?

Jetzt mal langsam. Ich saß zu der Zeit im Ministerium. Die Tagung lief. Ich sagte zu meinem Sekretär: „Hilf ihm!“ Was zum Teufel hat das mit mir zu tun? Ich habe jetzt echt keine Lust mehr, über solche Geschichten vom Hörensagen zu reden.

Es steht so in der Anklageschrift, die Sie ja nicht lesen wollen. Ihr damaliger Generalsekretär, Charles Blazer, hat den US-Ermittlern alles erzählt, um selbst glimpflicher davonzukommen.

Mich hat noch kein US-Ermittler befragt.

Warum nicht? Fliegen Sie doch morgen nach New York. Die Ermittler würden Sie gern am Flughafen abholen.

Ich weiß, deshalb tappt ein Jack Warner nicht in diese Falle.

Sollte Joseph Blatter zurücktreten?

Wenn ich in seinem Alter wäre ... Er ist 79. ...würde ich in Rente gehen und die Führung der Fifa an einen Jüngeren übergeben. Aber jeder hat seine eigenen Pläne für sein Leben.

Sie sind 72 Jahre alt. Im Parlament von Trinidad und Tobago heißt es, Sie wollen Regierungschef werden. Stimmt das? In Ihrem Alter?

Nein, ich will das nicht.

Ach! Aber Sie versuchen doch gerade, die Regierung zu stürzen, weil die nicht verhindert hat, dass Sie eine Nacht im Knast saßen.

Richtig ist: Ich will einen Regimewechsel in Trinidad und Tobago.

Sie behaupten, Sie hätten die Regierungschefin im Wahlkampf mit Geld unterstützt. Ist das wahr?

Sie gehört einer anderen Partei an. Ich kann es beweisen.

Bestechen, pardon: Geschenke verteilen – Sie haben alle im Sack, oder?

Nächste Frage.

Heute Vormittag war ich in Ihrem Wohnviertel in Arouca unterwegs. Dort haben Sie viele Fans. Die Leute sagen: Jack Warner ist wie Robin Hood, er nimmt von den Reichen und gibt den Armen.

Ich helfe gern.

Bei der Party wurde die Videobotschaft einer jungen Frau gezeigt. Sie kam aus armen Verhältnissen, wie Sie selbst auch. Sie haben ihr Medizinstudium bezahlt.

Ja.

Ich habe heute Abend gesehen, wie Sie Leuten Geld zugesteckt haben. Es heißt, Sie machen das dauernd.

Ja. Ich helfe.

Vor dem Parlament stand heute ein Mann mit einem Plakat, auf dem er gegen die Korruption in Trinidad und Tobago demonstriert. Sein Name ist Kirk Waithe. Er sagt über Sie: „Jack Warner ist ein gemeiner Dieb. Ein Gauner und Betrüger. Er ist korrupt, er könnte unter Recht und Gesetz nicht überleben.“

Er hat seine Meinung. Nächste Frage.

Stimmt es, dass Sie für die Todesstrafe sind?

Ja. Zurzeit sind Hinrichtungen ausgesetzt.

Wie viele warten noch in den Todeszellen?

Etwa hundert.

Sie wollen alle hängen?

Die bereits Verurteilten nicht mehr. Aber die neuen Fälle.

In China steht auf Korruption die Todesstrafe ...

Ich bin kein Chinese. Wir sind nicht in China.

Wird die Fußball-WM in Katar stattfinden?

Warum nicht?

Weil immer deutlicher werden wird, wie bestochen wurde und dadurch die Stimmung kippt. In Europa ist von Boykott die Rede.

Ihr aus Amerika und Europa glaubt, der Fußball gehört euch. Stimmt's?

Nein.

Ihr könnt es nicht ertragen, wenn ein muslimisches und dazu auch noch arabisches Land die WM bekommt. Stimmt's?

Nein.

Weder Deutschland und schon gar nicht Amerika haben ein Anrecht auf die WM.

Das sagt keiner.

Nehmt doch die Spiele! Gebt sie den Amerikanern. Dann ist Ruh. Die regieren die Welt.

Sie sind sehr wütend auf die USA.

Ja, ich bin wütend, weil sich fast die ganze Welt von den Amerikanern einschüchtern lässt.

Bei der Fifa aber hat jedes Land eine Stimme. Egal, ob groß oder klein, arm oder reich. Die USA genauso wie China oder Trinidad und Tobago. Warum also sollten wir die USA fürchten?

Die Fifa und der Fußball haben Sie zum Multimillionär gemacht. Wenn Sie kritisch zurückblicken, was würden Sie heute anders machen?

Ich hätte nie, niemals in die Politik in Trinidad und Tobago gehen sollen.

Ich erlebe Sie als Politiker durch und durch. Heute waren Sie den ganzen Tag auf Achse, im Wahlkreis, im Parlament, auf der Party.

Mein Land ist launisch und unbeständig. Heute lieben dich die Leute, morgen killen sie dich. Hier gibt es keinen Sinn für Loyalität.

Vielleicht weil Korruption genau dazu führt?

Nächste Frage.

Aber Ihre Fifa-Jobs würden Sie wieder machen, oder?

Ich liebe Fußball. Er ist so gerecht. Du kannst dick, dünn, groß oder klein sein, arm oder reich – Fußball spielen kannst du immer. Du hast immer eine Chance.

Und Sie sind mit dafür verantwortlich, dass nun jeder an Betrug und Korruption denkt, wenn er das Wort Fußball-WM hört, nicht wahr?

Ihre Fragen ärgern mich. Warum ermittelt keiner in Asien, warum nicht in Europa? Warum gibt es keine Ermittlungen gegen Blatter? Kein anderer hat so viel Schande über die Fifa gebracht.

Sie lenken ab. Sogar Ihre beiden Söhne, Daryl und Daryan, wurden von den US-Behörden wegen Geldwäsche angeklagt. Das Geld stammt vermutlich aus dem Verkauf von WM-Tickets. Ihre Söhne haben sich schuldig bekannt und einen Deal mit den Strafverfolgern geschlossen. Daryan soll bereits eine Million Dollar Strafe gezahlt haben. Stimmt das?

Meine Söhne haben Geld unter der meldepflichtigen Summe von 10000 Dollar auf Bankkonten eingezahlt. Es hieß, das hätten sie zu oft gemacht.

Das nennt man vulgär „Geldwäsche“.

Noch Fragen?

Ja. Sind Sie heute Abend wirklich ein glücklicher Mann?

Ihre Fragen ärgern mich. Sie sind ein Troublemaker... ...sagt Jack Warner, steht plötzlich auf – und geht.

Wie fühlt sich das Alter an?

Greta ist 79 und Hans 81. So alt wie dieses Paar wollen wir alle werden, aber bloß nicht sein. Grund genug, die beiden zu fragen, was uns erwartet, ob man mit den Jahren weiser wird, wie das ist mit der Liebe – und mit dem Sex.

Von Henning Sußebach, DIE ZEIT, 01.10.2014

Es ist unvorstellbar und doch offensichtlich. Es ist unfassbar und doch unabänderlich. Es ist lange leicht zu ignorieren, aber eines Tages nicht mehr zu bestreiten: Jeder Mensch wird älter – und plötzlich ist er alt. So wie Greta, 79, und Hans, 81. Sie leben irgendwo in Hamburg, Hannover oder Bremen, in einer Wohnung mit Balkon, erster Stock links, vielleicht auch rechts. Womöglich heißen sie sogar anders. Wichtig ist nur: Sie heirateten vor fünfzig Jahren und wurden dann gemeinsam alt. Auf der Expedition Leben sind sie ziemlich weit vorangekommen: zwei Menschen, die nicht nur vom Gestern berichten können, sondern auch von unser aller Morgen. Sie kennen die Antwort auf die Frage: Wie ist das, wenn man so alt ist, wie jeder werden will und doch keiner sein mag?

"Och", sagt er, "so schlimm ist das nicht. Wir beide haben unsere Leben ja gelebt. Wir beide haben uns ja gehabt. Nicht wahr?"

"Das stimmt", sagt sie. "Aber man wird im Bus so hin und her geworfen, wenn man alt ist."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Und ich hatte früher viel mehr Muskeln", sagt er, "hier oben um die Schultern. Das ist alles in den Bauch gerutscht."

Sie lacht.

"Ich denk ja immer, ich bin kein alter Mann, und merke dann, ich bin es doch", sagt er.

"Wir sind auch vergesslicher geworden", sagt sie. "Immerzu hat man irgendetwas irgendwo abgelegt und sucht und sucht und sucht: Wo ist der Kamm? Wo war noch mal meine Brille?"

"Hab ich auch mal unseren Hochzeitstag vergessen, Greta?", fragt er.

"Ich weiß es."

"Also ja."

"Ist aber nur ein Mal vorgekommen."

Sie, das ist Greta, geboren 1934 in Hamburg, früher Kontoristin. Er, das ist Hans, geboren 1933 in Hannover, einstmals Drucker. 26 Treppenstufen sind es hinauf in ihre Wohnung. Zwei Zimmer, Küche, Bad. In der Garderobe die Regenschirme. Auf der Kommode Telefon, Adressbuch und Tablettendose. Auf dem Tisch Kaffee, Kekse, das gute Geschirr. Im Wohnzimmerregal ein Bild der Tochter, Jahrgang 1966, also bald auch schon 50. In Gretas Gesicht Erstaunen, dass sich eine Zeitung für ihr Leben interessiert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ich wache jetzt immer zwischen vier und fünf Uhr auf", sagt sie. "Dann liege ich still in meinem Bett und höre den Vögeln zu."

"Sie müssen wissen, wir haben schon seit langer Zeit getrennte Schlafzimmer", sagt er. "Ich schnarch wie eine Dampfmaschine."

"Dein Schnarchen, Hans! Ich wusste anfangs nicht, wohin mit mir. Ich habe versucht, abends eine ganze Flasche Bier zu trinken, nur damit ich vor dir einschlafe. Heute, wenn ich's doch mal höre, denke ich: Lass ihn schnarchen, du weißt ja gar nicht, wie lang du ihn noch hast."

An ihrem Bett: ein kleines Radio mit Frequenzrad, eingestellt auf UKW 92,3 – NDR Info.

"Um sechs Uhr früh höre ich immer Nachrichten", sagt sie. "Dann stehe ich auf, gehe ins Bad, mache mich frisch und ziehe mich an. Dass ich nur in den Morgenmantel schlüpfe und bis mittags so herumlaufe, das gibt es nicht."

"Man gammelt nicht so rum", sagt er.

"Wenn ich mit allem fertig bin, gucke ich auf die Uhr", sagt sie.

"Um sieben weckt sie mich", sagt er.

"Dann mache ich meinem Mann ein Müsli mit Obst und Nüssen. Ich esse meist ein Brot. Zum Schluss gibt es noch einen Haps mit Honig."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Dann sind wir gesättigt", sagt er.

"Und haben den ganzen Tag noch vor uns", sagt sie.

"Aber nie Zeit", sagt er. "Das hätte ich früher nie gedacht: Auch Rentner müssen nach der Uhr leben. Weil alles einen Termin hat. Die Fernsehsendung. Der Bus. Der Arzt. Je abhängiger du von anderen bist, desto wichtiger wird die Uhr."

"Mit unserer Tochter machen wir ja auch Termine", sagt sie.

"Den ersten Termin hab ich morgens um fünf allerdings mit meiner Blase", sagt er.

Sie lacht.

"Und mittwochs und samstags fahren wir zum Wochenmarkt", sagt er.

"Mit dem Fahrrad", sagt sie. "Wir haben ja kein Auto. Wir kaufen immer nur den Fahrradkorb voll."

"Deshalb haben wir auch immer frische Sachen."

Der jüngste Einkaufszettel:

Matjes (2 Filets)

Schinken

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erdb.

Kart., Wurzelsalat

Petersilie

Brot

Äpfel

"Dass wir da morgens früh aufbrechen, ist auch wichtig, weil die Zeit ja so rast", sagt er. "Wie oft sagen wir: Mein Gott, schon wieder Weihnachten!"

"Als Kind hätte ich das nie geglaubt", sagt sie.

"Als Kind hatte ich Langeweile", sagt er. "Ewig hab ich gewartet, bis die Spielkameraden rauskamen. Obwohl ewig nur 'ne halbe Stunde war! Ich war immer nur am Warten."

"Dabei rast die Zeit gar nicht", sagt sie, "wir sind nur langsamer geworden. Viel, viel langsamer. Früher ging mir alles ruck, zuck von der Hand. Wie lange ich jetzt brauche, um mir die Haare zu waschen. Oder den Frühstückstisch abzuräumen. Und wenn ich denke, dass ich fertig bin, liegt da immer noch was."

"Die Grünphasen an der Ampel schaffen wir aber noch", sagt er.

"Ich bin neulich sogar mal wieder über Rot gelaufen, Hans."

"Ich soll ja nicht mehr rennen seit meiner Hirnoperation."

Seine Krankheitsgeschichte:

1954 Schädelbruch (Motorradunfall)

1984 Gehirntumor

2002 Prostata-Schälung

2011 Herzinfarkt (im Bergurlaub)

2013 Leistenbruch

Ihre Krankheitsgeschichte:

1958 ein Eierstock entfernt

2003 Unterleibs-Totaloperation

"Manchmal schaue ich an mir herunter, und mein Kopf denkt: Wie alt mein Körper doch geworden ist", sagt sie. "Überall Orangenhaut. Meine Hände! So faltig waren die vor zwanzig Jahren nicht."

"Ich find's nicht schlimm", sagt er.

"Aber meine Haare. Früher war ich so stolz auf meine Naturkrause. Seit ich grau bin, sieht die aus wie eine Alt-Omi-Dauerwelle – obwohl's gar keine Dauerwelle ist! Mein Mann sagt immer, von hinten erkennt er mich inzwischen am besten am Gang. Wir Alten sehen ja alle gleich aus."

"Die jungen Leute werden's später leichter haben, sich zu unterscheiden", sagt er. "Die sind ja tätowiert wie die Maoris. Das gab's früher nur im Zirkus."

Sie lacht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Je älter unsere Körper werden, desto kindlicher werden wir im Kopf", sagt er.

"Ja, seltsam. In meinen Träumen bin ich nicht mehr bei dir, Hans. Da bin ich wieder Kind. Da bin ich das Mädchen vor dem kleinen Haus, wo wir noch den Brunnen und das Plumpsklo hatten. Von diesem Plumpsklo träume ich jetzt wieder!"

"Die letzten Jahre fing das an", sagt er, "dass die Kindheit in der Erinnerung immer größer wird. Und der Krieg. Dafür werden die Berufsjahre zusammengepresst, weil sie sich ja ähneln."

"Du hast auch diese jugendhafte Begeisterung für alles Mechanische, Fahrräder und so", sagt sie.

"Und du rettetest jeden Regenwurm von der Straße, Greta. Wie ein junges Mädchen! Jeden verletzten Frosch trägst du an einen sicheren Platz. In der Mitte des Lebens hat man keine Zeit für dieses Kleine, da kommt es auf das Große an. Jetzt ist es wieder andersrum."

"Als ich Kind war, wurde mir immer gesagt: Wenn man alt ist, wird man weise", sagt sie. "Aber ich fühle mich kein bisschen weise. Dass ich was besser begreife. Ich verstehe die Welt doch immer weniger."

"Ich hab jetzt zum Beispiel das Fotografieren aufgegeben", sagt er.

"Ad acta gelegt", sagt sie.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Wir erleben ja auch nicht mehr so viel Neues", sagt er.

"Früher! Wenn man die Kinder aufnahm, wie sie so versunken spielten", sagt sie.

"Fotografieren ist auch so umständlich geworden", sagt er. "Ich hab ja immer Lichtbilder gemacht, Dias. Aber ich find kaum noch Diafilme. Als Digital jetzt kam, hab ich da nicht mehr mit angefangen. Weil ich das nicht versteh. Bei einer richtigen Maschine, bei meiner Leica, hör ich ja am Klang, was kaputt ist. Wo was schleift. Ob sich was festgefressen hat."

Dia-Schubkästen in der Kommode (Auswahl):

Italien 1956

Jugoslawien 1957

Fahrradtour Hannover–Istanbul 1958

Travemünde 1975

Kleinwalsertal 1985

Radtour Rhön 1986

Radtour Ostfriesland 1988

Corvara 1990

Radtour Eifel + Mosel 1991

"Vor sechs Jahren habe ich meine letzten Bilder gemacht", sagt er.

"Die ganze Elektronik heute ist mir ein Buch mit sieben Siegeln", sagt sie. "Ich hoffe so, dass ich nie was mit Computern zu tun haben muss. Ich sage meinem Mann

so oft: Was machen wir, wenn wir noch erleben, dass man mit den Banken nur noch online verkehren kann?"

"Dann wären wir hilflos", sagt er.

"Wir wollen auch keine ec-Karte."

"Und nicht dieses Internet."

"Neulich habe ich gestaunt", sagt sie. "Im Bus, in der Bahn, unterwegs, überall steht einer und guckt in seine Hand. Ich dachte lange: Die gucken auf ihren Zettel, was sie einkaufen wollen. Dann sehe ich: Nee, die gucken alle auf dieses ... Ding."

"Smartphone."

"Sogar im Restaurant. Die gucken gar nicht mehr auf ihre Teller. Die sehen gar nicht, was sie essen."

"Wenn ich früher mit der Bahn gefahren bin", sagt er, "dann dauerte das gar nicht lange, da hatte ich im Abteil Freundschaften geschlossen. Oder ein Mädchen kennengelernt, wo ich dachte: Mensch, geh da mal ran! Gerade junge Leute müssen ja Bekanntschaften schließen. Ist doch schade, wenn man gar nicht mehr hochguckt."

"Wir haben jetzt aber auch ein Handy", sagt sie, "von unserer Tochter."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Zum Telefonieren", sagt er, "mit Tasten. Damit kann ich die 112 rufen, beim nächsten Herzinfarkt. Wenn ich dann noch einigermaßen beieinander bin und weiß, wo ich bin, kommt vielleicht einer und holt mich ab."

Vergangene Woche im Briefkasten: ein Rentenbescheid für sie, ein Rentenbescheid für ihn, der Gemeindebrief.

"Bestimmt finden Sie uns antiquiert", sagt sie.

"Wir werden nicht weiser, wir werden gerührter", sagt er. "Wir freuen uns, wenn die Bäume wieder grün werden."

"Und wenn es wieder Spargel gibt. Und über jeden Tag, an dem wir auf dem Balkon frühstücken können. Dann sage ich zu meinem Mann: Hans, zieh dir eine Jacke an, ich habe draußen den Frühstückstisch gedeckt. Dann steht sein Stuhl hier drin, an der Tür, damit er ein bisschen geschützt sitzt, und ich kann draußen sein."

"Wir freuen uns auch über jede Amsel, die auf dem Geländer Pause macht."

"Ihr Männer werdet allerdings nicht nur gerührter, sondern auch rechthaberischer", sagt sie.

"Wann denn?"

"Wenn wir mit der Wandergruppe unterwegs sind, Hans, streitet ihr euch schon Kilometer vor der nächsten Kreuzung, ob links oder rechts."

"Weil die Karten ungenau sind, Greta."

Sie lacht.

Er auch.

"Wenn Sie hören, wie wir uns kennengelernt haben, kriegen Sie bestimmt einen Schock", sagt sie.

"Das war nämlich ungewöhnlich", sagt er.

"Ich hatte eine Annonce in der Zeitung aufgegeben", sagt sie.

"In der Sonnabend-Ausgabe", sagt er. "Die hab ich immer am Kiosk gekauft."

"Ich habe die Annonce noch", sagt sie.

"Hamburger Abendblatt" vom 9. September 1962:

Naturfreundin (Wandern und Radfahren), ev., 27, 1,65, sucht gleichgesinnten, humorvollen "Auto- und Fernsehfeind". Bildzuschr. u. PS 7421 Abl.

"Ich wohnte noch zu Hause", sagt sie. "Ziemlich abgelegen, und mein Vater hat mich sehr kurz angebunden: Wenn ich zehn Minuten zu spät nach Hause kam, gab es Ärger."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Und ich war mit einem Koffer aus Hannover hergekommen, hatte 'ne Bude und sonst nichts", sagt er.

"Kurz vorher hatte ich einen Verlobten", sagt sie. "Aber alles, was mich interessierte, lag nicht auf seiner Linie. Er mochte nicht laufen. Ob er jemals Rad gefahren ist, weiß ich nicht. Und was er von Büchern hielt, auch nicht. Ich wollte lieber jemanden, mit dem ich meine Interessen teilen konnte."

"Und ich hatte ein bisschen Zeit", sagt er. "Da hab ich mir gedacht: Musste wohl mal wieder mit einem Mädchen tanzen gehen. Damals ging man sonntags ja zum Tanztee. Da spielten noch normale Kapellen."

"Du tanzt doch gar nicht so gerne!", sagt sie.

"Aber ich hatte keinen Fernseher und kein Auto. Und ich war 1,67. Passte! Ich glaub aber, du warst damals größer, Greta."

"Ich habe mit Absicht 1,65 hingeschrieben, weil ich niemanden abschrecken wollte."

"So verrückt war das damals", sagt er.

"Ich war 1,68", sagt sie. "Es haben sich zwölf Männer gemeldet. Der dritte warst du. Ich habe mir die flachsten Schuhe angezogen, die ich finden konnte."

"Jetzt bin ich größer als du, Greta."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Weil ich schneller schrumpfe, Hans."

"Wir haben uns am Kriegerdenkmal getroffen", sagt er.

"Am 9. September war die Annonce in der Zeitung, am 12. hast du mir geschrieben", sagt sie. "Da habe ich gleich geantwortet, dann hast du mir wieder geschrieben und das Treffen am 22. vorgeschlagen. Telefon hatte man damals ja noch nicht."

"Ich trug einen Trenchcoat. Wie Columbo. War schon kalt."

"Und Handschuhe hattest du an. Sogar einen Hut!"

"Einen Hut?"

"Ja. Und ich habe ein leichtes, braunes Kostüm getragen und flache Schuhe."

"Das weißt du alles noch", sagt er.

"Als Erstes habe ich erzählt, dass ich begeisterte Pilzsucherin bin", sagt sie.

"Das fand ich langweilig."

"Du hast gedacht, ich wäre eine Lehrerin – so viel habe ich von Pilzen erzählt."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Aber mir hat deine Natürlichkeit gefallen, Greta. Die Mädchen waren damals alle affektiert, wie in den alten Filmen: wie die sich in ihren Röcken drehen!"

"Wir sind dann stundenlang durch Hamburg spaziert. Mir hat imponiert, wie du laufen konntest, Hans, richtig schön marschieren."

"14 Tage später haben wir uns zum ersten Mal geküsst", sagt er.

"Das wüsste ich jetzt nicht mehr so genau", sagt sie.

"Drittes Treffen. In der Straßenbahn", sagt er.

"Das klingt, als hättest du mich geküsst und nicht ich dich."

"So war das wohl."

"Mein Mann ist entzückend", sagt sie. "Wir küssen uns noch jeden Tag. Ich gehe abends früh ins Bett, weil ich morgens so früh wach bin. Und mein Mann kommt immer noch zu mir ins Zimmer und sagt mir Gute Nacht."

"Ich setze mich an ihre Bettkante und gebe ihr einen Kuss."

"Während ich daliege."

"Wie ein junges Mädchen. Wir küssen uns dann immer auf den Mund!", sagt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Und wenn ich ihn morgens wecke, kriegt er von mir einen Kuss auf die Stirn", sagt sie.

"Eine Romantik, was?", sagt er.

"Ich sehe meinen Mann jeden Morgen nackt. Wenn er aus dem Bad kommt."

"Ich muss mich da ja wiegen."

"Und ich finde, mein Mann sieht noch genauso aus wie früher. Meistens gehe ich dann hin und ärgere ihn mit meinen kalten Händen."

"Am Hintern fasst sie mich an!"

"Und er ruft: HUUUUH, das ist ja viel zu kalt!"

"Leider ist das Sexuelle jetzt sehr schlecht bei mir", sagt er. "So ziemlich vorbei, seit ich an der Prostata operiert bin."

"Ich weiß nicht mal, ob ich das jetzt noch sehr vermisse", sagt sie.

"Ich schon", sagt er. "Wenn wir früher ... ja ... hab ich an ihre Zimmertür geklopft und gefragt: Hast du mich gerufen?"

Sie lächelt.

"Heute kitzle ich ihn an den Füßen", sagt sie. "Das habe ich bei meinem Vater schon so gern gemacht. Und wenn jetzt deine Füße unten aus der Decke gucken, denke ich immer: Muss ich's doch noch mal versuchen!"

Er lacht.

"Wenn mein Mann mich nackt sieht, sagt er manchmal: Du kriegst ja auch einen Bauch."

"Aber nicht, um dich zu ärgern."

"Nee. Weil du dich freust, mit deinem Bauch nicht mehr allein zu sein."

"Wir sprechen ehrlich miteinander", sagt er. "Komplimente mach ich meist anderen Frauen."

"Ab und zu sagen wir uns natürlich auch was Nettes", sagt sie. "Etwas, von dem wir meinen, dass es nett ist. Und zu besonderen Tagen, ob das unser Kennenlerntag ist oder unser Hochzeitstag, schreiben wir uns Karten."

"Die legen wir auf unsere Plätze auf dem Frühstückstisch", sagt er.

"Es kommt uns leichter aus der Feder als über die Lippen", sagt sie.

"Wo hab ich deine Karten nur liegen, Greta?"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ich habe sie doch hier im Karton, Hans."

Ihre Karte zum 46. Hochzeitstag:

Das Glück ist da, wo man es hinträgt ... und wir tragen es nun schon 46 Jahre zusammen.

Deine Greta

Seine Karte zum 50. Hochzeitstag:

Liebe Greta, ich möchte mich bei Dir ganz herzlich für die vergangenen 50 Jahre bedanken. Eine lange Zeit mit Höhen und Tiefen, eine schöne Zeit, da es unser Leben war, das wir gemeinsam gemeistert haben. Einen schönen Tag wünsche ich Dir/uns.

Dein Hans

"Liebe ist ja ein großes Wort", sagt er.

"Mit dreißig kommt es einem doch sehr darauf an, dass man äußerlich akzeptiert wird", sagt sie. "Dem anderen zu gefallen."

"Das schleift sich ab", sagt er.

"Und wenn ein Kind kommt, tritt die Liebe in den Hintergrund. Dann kommt die Fürsorge. Und man ist, wie man ist", sagt sie.

"Und der andere akzeptiert einen so", sagt er.

"Vielleicht ist erst das wirklich Liebe", sagt sie.

"Da hat man dann auch was dafür getan", sagt er.

"Neulich hatte ich einen schlimmen Traum: dass ich ganz allein bin", sagt sie.
"Dann bin ich aufgewacht und habe gedacht: Gott sei Dank, ich hab ja Hans. Das empfinde ich als Liebe. Diese Geborgenheit über so viele Jahrzehnte. Dass man auch Krankheiten miteinander durchsteht."

"Du hast nie groß gemeckert, Greta. Immer fröhlich, immer nett. Früher sagte man: Ein Hund ist besser als 'ne Ehefrau – der freut sich auch, wenn man betrunken nach Hause kommt. Aber du hast nie geschimpft."

"Ich war auch nie eifersüchtig, oder?"

"Nein."

"Wenn er zur Kur fährt, sind da ja gewisse Damen, die sich um ihn kümmern wollen. Alles alte Schachteln. Allerdings zehn Jahre jünger als ich."

"Aber sie weiß schon: Ich mach eh nichts."

"Und wenn schon! Daran würde ich doch unsere Ehe nicht scheitern lassen."

"Am Fremdgehen wär mir ja schon die ganze Lügerei zu kompliziert", sagt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"So war er immer", sagt sie. "Verlässlich. Pünktlich. Fürsorglich. Früher, wenn mein Mann freitags von der Arbeit kam, habe ich immer Blumen gekriegt, jede Woche."

"Es sei denn, ich hab's vergessen."

"Heute kommst du mir manchmal ein bisschen überfürsorglich vor", sagt sie. "Immer: Pass gut auf dich auf. Oder: Sieh zu, dass dir nicht wieder dein Portemonnaie geklaut wird. Beim Einkaufen haben sie mir jetzt nämlich schon zum dritten Mal das Portemonnaie gestohlen."

"Ich möcht nun mal nicht, dass dir was passiert", sagt er.

"Auch, damit du nicht auf dich allein gestellt bist", sagt sie.

"Das stimmt wohl", sagt er.

"Neulich, zur goldenen Hochzeit, hat mein Mann von seinen Kollegen einen Gutschein von Karstadt gekriegt. Also ist er los und hat Unterhosen gekauft. Kommt freudestrahlend nach Hause – und ich sag: Hans, du hast ja Größe 5 genommen! Du hast seit zehn Jahren Größe 6."

"So was kann ich mir nicht merken."

"Er braust auch schnell auf, wenn er was nicht findet. Ein geflügeltes Wort aus unserer Ehe lautet: Greta, wo haben wir denn ...?"

"Ich find so schlecht was."

"Also muss ich hingehen und suchen. Ich glaube, Männer finden nur das, was sie suchen wollen. Nicht, was sie suchen müssen."

"Aber du meckerst nicht mit mir."

"Man muss auch mal schweigen. Vielleicht ist das als Ratschlag interessant. Schon meine Mutter hat gesagt: Eine Frau darf ihrem Mann nicht alles erzählen. Er darf alles essen, aber nicht alles wissen. Männer ärgern sich ja so schnell, auch über Kleinigkeiten."

"Stimmt leider", sagt er.

"Zu viel Nähe ist auch nicht gut", sagt sie. "Oft sage ich zu meinem Mann: Du kannst gerne mal was alleine machen. Ich mache in der Zeit was anderes. Montags geht er ja zur Rückenschule und trinkt mit seinen Turnkameraden nachher einen Kaffee. Wenn wir uns dann wiedersehen, hat jeder etwas zu erzählen, Grüße auszurichten."

"Zu viel allein machen ist aber auch nicht gut", sagt er. "Wenn man allein eine Tour macht, kann man sich mit keinem unterhalten. Da müsste man schon Philosoph sein."

"Wir wandern ja noch viel", sagt sie. "Und es ist manchmal harmonischer, wenn wir nicht zu zweit, sondern mit anderen gehen."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Wir beide kennen uns ja schon", sagt er.

"Das ist mal so nach 52 Jahren", sagt sie. "Ich weiß immer, was du als Nächstes sagst."

"Ich auch", sagt er.

"Eben", sagt sie.

Er lacht.

"Manchmal ärgert man sich übereinander", sagt sie. "Aber wenn du weg bist, Hans, und es geht über die Zeit, zwei Stunden drüber, dann frage ich mich bang: Ist das jetzt das Ende? Ich bin immer so froh, wenn der Schlüssel im Schloss geht."

"Die jungen Leute heute", sagt er, "die haben es eigentlich einfacher als wir, weil sie so offen reden. Die sind frei raus. Aber sie machen es sich so schwer mit der Liebe."

"Sowie Probleme kommen, laufen sie auseinander", sagt sie.

"Die leben in einer Wegwerfgesellschaft", sagt er, "die kriegen zu Weihnachten jeden Wunsch erfüllt und zum Abitur ein Auto. Und wenn es irgendwie nicht hinhaut, kaufen sie sich was Neues oder nehmen sich einen neuen Mann oder eine neue Frau. Glaub ich."

"Unsere Tochter sagt ja auch: Heiraten? Kommt nicht infrage", sagt sie.

"Ein Kind hat sie auch nicht", sagt er.

"Aber sie hat einen festen Freund", sagt sie. "Wir nennen ihn unseren Schwiegerfreund."

"Früher kriegte man ja nur eine Wohnung, wenn man verheiratet war", sagt er. "Heute muss man sich nichts mehr gemeinsam aufbauen. Da hat jeder für sich schon alles."

"Ich glaube, dass die jungen Leute heute allem zu sehr nachrennen", sagt sie.

"Die haben Angst, was zu versäumen", sagt er, "die tun mir richtig leid."

"Wenn wir unsere Tochter und unseren Schwiegerfreund und die Freunde der beiden sehen, haben die immer Freizeitstress", sagt sie. "Heute 'ne Party und morgen Kino und übermorgen ein Fest und dann schon wieder der nächste Urlaub. Wir haben unsere Urlaube viel besser geplant."

"Man muss sich auf einen Punkt konzentrieren und den richtig ausfüllen, statt hundert Sachen auf einmal zu machen", sagt er. "Für meine Radtour nach Istanbul musste ich kündigen, ich hätte ja nie drei Monate Urlaub gekriegt. Und dann war das genau so, wie Karl May geschrieben hat! Wenn wir Fremden ins Dorf kamen, haben die Frauen sich den Schleier vorgehalten, und die Männer haben uns einen Hammel gebraten."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Mein Mann hat von seinen wenigen weiten Reisen mehr als unsere Tochter heute von dem ganzen Hin und Her."

"Wenn ich sehe, dass sie vier Mal im Jahr in den Urlaub fliegt, für 14 Tage nach Panama, dann finde ich das Wahnsinn."

"Wir sind in unseren Ansichten vielleicht stehen geblieben", sagt sie, "aber wir bereuen das nicht."

"Es wird zu viel konsumiert", sagt er. "Früher ist jeder mit weniger ausgekommen. Da waren auch die Wohnungen kleiner, die Decken niedriger, das musste ja alles beheizt werden."

Raumtemperatur in der Wohnung: 18 Grad Celsius.

"Wenn es eine Zeitmaschine gäbe, würde ich noch mal zurück ins Jahr 1950 reisen", sagt er. "Da haben wir uns über jede Kleinigkeit gefreut."

"Dabei war früher auch nicht alles besser. Wir waren da nur jünger, Hans."

"Hast recht."

"Wenn Sie mich heute nach dem schwärzesten Tag meines Lebens fragen", sagt sie, "dann war das nämlich 1951. Da musste ich nach der zehnten Klasse von der Schule gehen, weil meine Eltern das Schulgeld nicht bezahlen konnten. Oder wollten. Es ging um zehn Mark im Monat, aber die brauchten sie für einen Anbau. Wir waren ausgebombt und wohnten in einem winzigen Haus ohne Bad. Ich habe für ein

Badezimmer auf das Abitur verzichtet. Ich weiß noch, wie ich nach meinem letzten Schultag nach Hause ging und diese Operette in mich hineingesungen habe:
"Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist ..." Früher hat man sich danach gerichtet, was die Eltern sagten."

"Dabei waren ihre Eltern gar nicht ihre Eltern", sagt er.

"Ich bin unehelich geboren", sagt sie. "Mein Vater war verheiratet, und meine Mutter war erst 17. Und ihr Vater war ein Lehrer, und ein Lehrer war eine Respektsperson. Ein Drama wäre das gewesen, wenn eine seiner Töchter mit einem unehelichen Kind dasteht! Also wurde sie schwanger zu Verwandten nach Hamburg gebracht und kam ohne mich zurück."

"Meine Mutter ist gestorben, als ich elf war", sagt er, "verschüttet nach einem Bombenangriff auf Hannover, da soll nur noch ein Lehmklumpen gewesen sein. Ich war in der Kinderlandverschickung damals, im Harz, und zwei Monate mit der Nachricht allein."

Ihre Pflegeeltern:

Mutter: Anna, * 1887, † 1980, Altersschwäche

Vater: Otto, * 1890, † 1967, Blasenkrebs

Seine Eltern:

Mutter: Mary, * 1897, † 1944, Bombenangriff

Vater: Wilhelm, * 1896, † 1983, Herzinfarkt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ich denke jetzt wieder öfter an meine Mutter", sagt er. "Wie traurig es ist, dass sie die lange Friedenszeit nicht mehr erlebt hat."

"Unseren Eltern kam ja andauernd ein Krieg dazwischen", sagt sie.

"Und wir zwei hatten sechzig Jahre Frieden. Aber jetzt geht es wieder bergab. Überall gehen wieder Kriege und Revolutionen los."

"Und die Ressourcen werden knapp. Ich bin froh, dass ich tot bin, bevor alles zusammenbricht."

"Andererseits hat der Mensch immer was Neues erfunden, wenn das Alte kaputtging", sagt er, "wenn kein Öl mehr da ist, wird der Mensch sich etwas Neues ausdenken. Nur wenn das Wasser knapp wird, kann er nichts mehr erfinden. Davor hab ich Angst, Greta."

"Ich bin einigermaßen stolz darauf, dass wir ohne Auto ausgekommen sind", sagt sie.

"Aber mit unserer Generation hat es begonnen", sagt er. "Als der Krieg aus war, haben die Leute erst gesoffen, dann gefressen und geraucht. Und jeder brauchte ein Auto oder zwei. Die Reklame hat ja gesagt: Haste was, biste was. So fing das ja an."

"Wir kennen Achtzigjährige, die erzählen ihre Leben in Autos und Karriereschritten", sagt sie.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Dabei sind das vergängliche Dinge. Unvergänglich sind nur Erlebnisse", sagt er.

"Die kann man auch nicht verzocken", sagt sie.

"Ich würd so ums Jahr 2100 trotzdem gern mal auf die Erde runtergucken", sagt er.

"Ich nicht", sagt sie. "Ich bin gar nicht mehr so neugierig. Ich lese auch meine Bücher schon zum zweiten oder dritten Mal."

Bücher in ihrem Zimmer (Auswahl):

Siegfried Lenz: "Deutschstunde"

Arno Surminski: "Vaterland ohne Väter"

Tiziano Terzani: "Noch eine Runde auf dem Karussell"

Wolfgang Borchert: "Das Gesamtwerk"

"Knaurs Opernführer"

"Unvergängliche deutsche Balladen"

Bücher in seinem Zimmer (Auswahl):

Ernest Hemingway: "In einem andern Land"

Günter Grass: "Der Butt"

Boris Pasternak: "Doktor Schiwago"

Reinhold Messner: "Everest"

Josef Immler: "Herrliches Karwendel"

Thilo Sarrazin: "Deutschland schafft sich ab"

"Wir haben natürlich auch Fehler gemacht", sagt er, "ich hätte zum Beispiel meinen Vater öfter anrufen sollen, als der alt war. Das merk ich jetzt."

"Mir tut so leid, dass ich unserer Tochter manchmal einen Klaps gegeben habe", sagt sie. "Wenn ich morgen die Augen schließen müsste, wäre es gut, wenn ich ihr vorher noch sagen könnte: Das war nicht richtig, bitte verzeih. Als Eltern wünscht man sich ja, dass die Kinder von einem übernehmen, was gut ist. Nicht das, was wir falsch gemacht haben."

"Jeden Morgen um halb neun ruft sie bei uns an", sagt er. "Von der Arbeit."

"Das ist sehr lieb", sagt sie.

"Manchmal schafft sie es aber nicht. Dann hat sie Stress", sagt er.

"Und ich schaffe es nicht, mich zu entschuldigen. Es ist so schwer, das über die Lippen zu bringen", sagt sie.

"Aber sie hat ja auch nie Zeit."

"Oder sie hat Zeit, kriegt dann aber einen Anruf von ihrem Freund."

"Was auch ein Fehler war: dass wir meinen Bruder in Neuseeland nie besucht haben", sagt er.

"Dahin war er ausgewandert", sagt sie. "Wir hätten fliegen müssen."

"Jetzt ist er tot", sagt er.

"In unserer Wandergruppe waren wir mal 25", sagt sie. "Jetzt sind wir nur noch zehn."

"Ich mach in meinem Adressbuch immer Kreuze", sagt er. "Damit ich keinem Toten gratuliere."

"Dieses Begräbnis deines Bruders", sagt sie. "Ich habe eine Woche vorher angefangen, Baldrian zu nehmen. Und ich habe mir gedacht: Wie soll ich das durchstehen, wenn mein Mann stirbt? So viel Baldrian kann ich gar nicht nehmen."

Medikamente, die er täglich nimmt:

ASS 100

Bisoprolol 5

Losartan 100

Simvastatin 80

Medikamente, die sie täglich nimmt:

–

"Wir haben fast alles vorbereitet", sagt sie. "Wir sind uns einig, wo wir beigesetzt werden wollen."

"In einem Urnengemeinschaftsgrab", sagt er.

"Wir haben es auch schon angezahlt, um unserer Tochter möglichst viel zu ersparen."

"Ich hoffe nur, dass keiner von uns noch Krebs kriegt oder irgendwo allein in einem Heim festgeschnallt wird."

"Abends einschlafen und morgens nicht mehr aufwachen", sagt sie.

"Umkippen und tot", sagt er.

"Ich glaube ja – oder hoffe –, da ist dann irgendjemand, der uns geschaffen hat. Die ganze Natur, die Erde, alles", sagt sie. "Wir sind nicht aus uns selber entstanden. Ich finde, wir sollten da ein bisschen demütig sein."

"Vielleicht wartet ja ein Abenteuer", sagt er. "Da bin ich direkt gespannt drauf."

"Hans", sagt sie, "ich wünsche mir, dass wir uns dann wiedersehen."

"Hoffentlich erkennen wir uns dann auch", sagt er.

Die Hölle, das ist der andere

Was ist das Schlimmste daran, als Geisel von Al-Kaida in Syrien eingesperrt zu sein – das Ausgeliefertsein, die Folter, die Todesangst? Für zwei Amerikaner war es dies: Sie mussten sieben Monate gemeinsam in einer Zelle verbringen.

Von Bastian Berbner, DIE ZEIT, 27.08.2015

Theo Padnos ist Amerikaner, promovierter Literaturwissenschaftler, Journalist. Ein dünner, 46-jähriger Mann mit schulterlangen, angegrauten Locken. An einem heißen Sommertag sitzt er in einem Hinterhof im 11. Arrondissement von Paris. Hier draußen ist es angenehmer als in seiner Einzimmerwohnung. Padnos trägt kurze Hosen und Flipflops, sein Rennrad steht bereit fürs Training. Das Radfahren, seine Leidenschaft, hat ihn wieder fit gemacht, nach 22 Monaten Geiselhaft in Syrien. Padnos spricht leise, in gewählten Worten, meist auf Englisch, manchmal wechselt er ins Französische, Deutsche, oft ins Arabische, immer mühelos.

Theo Padnos: Ich lag auf der Ladefläche eines Pick-ups. Die Terroristen hatten mir die Hände auf dem Rücken gefesselt und die Augen verbunden, aber ich spürte den Fahrtwind im Gesicht und den Sand in der Luft, offenbar fuhren wir schnell. Plötzlich fingen sie an zu singen. "Qul as-salibija amrika qaberak bi Suriya", "Sagt den Kreuzfahrern: Amerika, dein Grab ist in Syrien". Sie sangen es wieder und wieder. Ich dachte, sie werden mich töten.

Ich war im Oktober 2012 nach Syrien gekommen, um Berichte für verschiedene Zeitungen zu recherchieren. In der Türkei hatte ich ein paar junge Syrer getroffen, die sagten: Wir bringen dich über die Grenze. Wir waren kaum in Syrien, da haben sie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mich geschlagen und gefesselt. Sie übergaben mich an die Terroristen der Al-Nusra-Front, des syrischen Al-Kaida-Ablegers.

Die Al-Nusra-Kämpfer steckten mich in einen Kellerraum, sieben mal vier Meter, eine Holztür, ein kleines Fenster unter der Decke, davor Sandsäcke, die kaum Licht durchließen. In den ersten Wochen schlugen sie mich mit dicken Kabeln. Sie riefen: "Wer hat dich nach Syrien geschickt?" Ich sagte: "Die CIA, die CIA", obwohl das nicht stimmte. Aber das war es, was sie hören wollten. Trotzdem prügeln sie weiter. Sie sagten: "Taql, friss!" Monate später, als sie längst keine Fragen mehr stellten, musste ich immer noch das Kabel fressen.

Auch Matthew Schrier, 37, ist Amerikaner, aufgewachsen in einer schlechten Gegend außerhalb von New York. Als er im Dezember 2012 nach Syrien aufbricht, träumt er davon, mit dem Fotografieren Geld zu verdienen. Er hat der Hölle ein Andenken entrissen: seine beige-blaue Wollmütze. Sie wärmte ihn im syrischen Winter, später zogen die Terroristen sie ihm als Augenbinde übers Gesicht. Jetzt liegt die Mütze auf dem Kamin seiner New Yorker Wohnung. Schrier, Glatze, der Körper ähnlich drahtig wie der von Padnos, sitzt im offenen Fenster und raucht. Er erzählt seine Geschichte wie einen Film, laut, anekdotisch, viele Schimpfwörter. Seine Sätze untermalt er mit Rappergesten.

Matthew Schrier: Drei Tage und Nächte war ich mit der Freien Syrischen Armee an der Front in Aleppo. Häuserkampf. Näher ran ging nicht. Adrenalin pur. Wir waren in einem riesigen Haus. Das Dach war eingestürzt. Dort habe ich mein bestes Bild gemacht: ein Typ mit seinem Rambo-Gewehr. Er hat in die umliegenden Häuser geschossen, es war krass. Er hatte strahlend grüne Augen. Ich nannte ihn "mein kleines grünäugiges Afghanenmädchen", so schön waren seine Augen. In all der Zerstörung haben sie geblüht. Ich hab ihn geknipst, immer wieder. Dann sagten meine Bodyguards: "Okay, Matt, wir sollten gehen."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am Abend saßen wir zusammen. Ich konnte kein Arabisch, sie konnten kein Englisch. Ich brachte ihnen bei, "Fuck Bashar" und "Obama good" zu sagen. Sie lieben Obama, sie denken, er ist Muslim. Wir hatten eine super Zeit. Am nächsten Tag wollte ich nach Hause.

Ich lebte damals in Hollywood. Meine Freunde sagten: Matt, fotografier doch Promis, die sind hier überall. Aber ich wollte kein verdammter Stalker sein, ich wollte Geschichte erleben!

Ich bin nicht der beste Fotograf. Aber ich habe Eier. Um auf die Titelseite der New York Times zu kommen, musste ich dorthin, wo sich sonst keiner hintraut. Also fuhr ich in dieses verdammte Aleppo.

Nach drei Wochen Krieg saß ich im Taxi zurück in die Türkei. Allein. Es war Silvester 2012. An einem Checkpoint im Norden Aleppos drehte das Taxi um. Ich verstand nichts, mein Fahrer sprach kein Englisch. Fünf Minuten später schnitt uns ein Jeep den Weg ab. Drei Vermummte, alle bewaffnet, einer packte mich am Arm. Ich wehrte mich nicht. Sie setzten mich auf die Rückbank des Jeeps. Ich sah, wie sie den Taxifahrer in den Kofferraum sperren, dann zogen sie mir meine Mütze ins Gesicht. Es war kalt, etwa fünf Grad.

Sie brachten mich in einen Keller. Um etwas zu sehen, linste ich unten aus meiner Mütze raus. Sie setzten mich vor einen Schreibtisch wie ein Kind, das zum Direktor muss.

Einer der Typen nahm mir die Mütze ab und lächelte. Er hatte eine Weste an mit Plastiksprengstoff und Drähten daran, wie sie Selbstmordattentäter tragen. Er war etwa Anfang 30 und stellte sich als Mohammed vor. Ich fragte ihn: "Tötet ihr mich?" Er sagte: "Jein." Ich dachte: Okay, ein Terrorist mit Humor. Also rief ich: "Happy new

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

year!" Ich wollte zeigen, dass ich keine Angst habe. Mohammed lachte. Ich bin ein Kind von der Straße. Einige meiner Freunde sitzen im Gefängnis. Einer wegen Mord. Ich wusste, wie ich mit Mohammed reden musste.

Sie steckten mich in meine Zelle. Ich dachte: Keine Panik. Ein paar beschissene Tage, dann wissen sie, dass du kein Spion bist, sondern Fotograf. Von draußen hörte ich Schreie. Ich hatte keine Ahnung, dass Theo ein paar Räume weiter war.

Theo Padnos: Als ich zum ersten Mal in den Reifen musste, war ich sicher, sie töten mich. Die Augen verbunden, musste ich mich hinhocken. Sie stülpten mir einen Reifen über die Knie und schoben einen Stab unter meinen Kniekehlen durch. Dann drehten sie mich um, ich lag mit dem Gesicht auf dem kalten Zement, meine nackten Fußsohlen zeigten nach oben. Sie prügeln auf meine Füße ein. Sie schütteten Wasser über mich, ich dachte, es sei Blut. Dann sagten sie: "Morgen wird's noch schlimmer." Sie sind gut darin, dir Angst zu machen, richtig gut.

Meistens folterten sie mich im alten Heizungsraum, den sie ghurfa al-mut nannten, Raum des Todes. Unter der Decke verliefen Rohre, an denen Menschen hingen. Wenn sie geschlagen wurden, schrien sie so laut, dass ich die Fragen meiner Folterer kaum hörte.

Matthew Schrier: Mohammed mochte mich, er hatte Witz. Einmal nahm er das Magazin aus seiner Pistole und gab sie mir. Ich habe auf ihn gezielt und gesagt: "Hasta la vista", wie Arnold Schwarzenegger in Terminator. Mohammed besorgte mir gutes Essen, heiße Kartoffeln und Zwiebeln, auch eine Pissflasche und eine Kerze. Aber die Langeweile machte mich krank. Irgendwann kamen die Terroristen mit einem Laptop, und ich musste ihnen mein E-Mail-Passwort und die Kreditkarten-PINs geben. Später habe ich erfahren, dass sie dann Mails an meine Mutter schrieben und für 17.000 Dollar Laptops, Tablets, Mercedes-Ersatzteile und Ray-Ban-Sonnenbrillen kauften.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach drei Wochen kam Mohammed zu mir. Er sagte: "Dschumaa!" Den Namen hatte er mir am ersten Tag gegeben. Er bedeutet "Freitag". Der islamische Sonntag. Hätte mich schlimmer treffen können. "Dschumaa! Komm mal mit!"

Er führte mich auf den Flur, öffnete eine andere Zelle. Drinnen, im Dunkeln, schreckte jemand auf. Mohammed sagte: "Amriki, Amriki." Ein Amerikaner. Ich konnte es nicht fassen. Da war ein Typ mit verfilztem Bart. Er stank und war verängstigt. Er musste schon eine Weile hier sein. Da wusste ich: Sie werden mich nicht gehen lassen.

Theo Padnos: Mein erster Gedanke war: Jetzt habe ich einen Freund. Seit drei Monaten hatte ich mit niemandem gesprochen außer meinen Folterknechten. Ich war glücklich. In der ersten Nacht haben wir nur geredet. Geredet, geredet, geredet.

Matthew Schrier: Jedes Mal, wenn jemand draußen an der Tür vorbei ging, zuckte Theo zusammen wie ein traumatisierter Hund.

Theo Padnos: Sie schlugen mich, warfen mein Essen auf den Boden. Manchmal sagten sie: "Hier ist es dreckig! Putz den Boden mit deiner Zunge!" Ich war so froh, als Matt zu mir kam.

In einem syrischen Al-Kaida-Kerker, so feindlich, entlegen und brutal wie wenige Orte auf der Welt, lernen sich zwei Journalisten aus demselben Land kennen. Für beide ein Hoffnungsschimmer. Sie sind jetzt nicht mehr allein.

"Der Mensch ist ein Kommunikationswesen. Wenn er nicht kommunizieren kann, entwickelt er nicht selten Psychosen", sagt Mechthild Wenk-Ansohn,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Psychotherapeutin am Behandlungszentrum für Folteropfer in Berlin. "Manche Gefangenen, die lange in Einzelhaft sitzen, sehnen sich sogar nach dem Besuch des Wärters, selbst wenn er sie misshandelt."

Matthew Schrier und Theo Padnos haben jetzt nicht mehr nur die Wärter als Bezugspersonen. Sie haben jetzt einander. Eine vage Hoffnung: Vielleicht können sie gemeinsam fliehen? Und wenn nicht, wenigstens: einander zuhören, voneinander lernen, sich Mut machen, Hoffnung geben.

Als sich Schrier und Padnos in der ersten Nacht ihre Geschichten erzählen, merken sie: So einfach wird das nicht werden.

Matthew Schrier: Ich versuchte, eine Verbindung zu Theo herzustellen, ihn zum Lachen zu bringen. Aber es funktionierte nicht. Alle Leute sagen, dass ich lustig bin. Ich brachte sogar Mohammed zum Lachen, den Typ, der Theo folterte.

Ich erzählte Theo zum Beispiel diese Highschool-Geschichte: wie mein bester Freund und ich das Notenheft unseres Lehrers versteckten. Wie er ausflippte und uns als Arschlöcher beschimpfte. Als ich zu der Stelle kam, an der alle anderen Leute lachen, wie der Lehrer vor Wut auf seinem verdammten Kopf einen Billardqueue zerbrach, da sagte Theo: "Der Lehrer tut mir leid." Ich hab gesagt: "Nein, du Idiot, der Lehrer ist das Arschloch, verstehst du das nicht!?"

Theo Padnos: Dieser arme Lehrer. Er hat eh keinen tollen Job, wird schlecht bezahlt, und dann muss er sich auch noch um diese verkorksten Kinder kümmern. Matt sollte alt genug sein, um zu wissen, dass man sich nicht über Lehrer lustig macht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Matthew Schrier: Theo erzählte mir, dass er nach Syrien gekommen war, um über Austin Tice zu schreiben. Ein anderer amerikanischer Journalist, der gekidnappt worden war. Für mich bedeutete das: Theo wollte Geld mit dem Schicksal eines Kollegen machen; eines Kollegen, der in unserer Situation war. In dem Moment fing ich an, seinen Charakter zu hinterfragen.

Theo Padnos: Ja, ich wollte auch einen Artikel über Tice schreiben. So etwas interessiert die amerikanischen Zeitungen. Aber mein Hauptinteresse waren die religiösen Spannungen zwischen Sunniten und Alawiten. Die amerikanischen Journalisten berichten nur, wenn irgendwo was in die Luft fliegt oder ein Amerikaner entführt wird. Sie haben keine Zeit, in die tausendjährige Geschichte der syrischen Volksgruppen einzutauchen. Ich schon, ich kenne mich aus, ich spreche Arabisch.

Matthew Schrier: Am Anfang sagte er: "Mein Name ist Padnos, nein, Curtis. Sag ihnen nicht, dass ich Padnos heiße. Ich habe unter dem Namen vor Jahren ein Buch geschrieben. Das dürfen sie auf keinen Fall wissen."

Theo Padnos: Das Buch, das ich geschrieben habe, heißt Undercover Muslim. Darin habe ich aus einer radikalen Moschee im Jemen berichtet. Um dort reinzukommen, habe ich so getan, als sei ich zum Islam konvertiert. Wenn du mit Islamisten zu tun hast, ist das ein gefährliches Detail. Deshalb habe ich vor meiner Reise nach Syrien meinen Namen geändert, von Theo Padnos zu Peter Theo Curtis.

Matthew Schrier: All die anderen Entführten, Austin Tice, James Foley, John Cantlie, waren hartgesottene Typen. Mit denen hätte ich mich bestimmt verstanden. Aber ich geriet ausgerechnet an ein verdammtes Weichei wie Theo.

Theo Padnos: Bald hatten wir unseren ersten Streit. Matt schlief, und ich säuberte meine Zähne mit Sonnenblumenkernen, wie das die Araber tun. Ich war ganz

leise. Mal ehrlich, draußen fielen Bomben, in den Fluren schrien die Kämpfer, aber dieses leise Tiktistik nervte ihn. Ich sagte: "Wenn du schlafen willst, ist das okay, dann mache ich das später, aber du kannst nicht so ausrasten."

Matthew Schrier: Zwei Mal habe ich ihn freundlich gebeten, aufzuhören. Beim dritten Mal ging ich rüber und schrie, dass es schwierig für ihn sein wird, seine Zähne sauber zu machen, wenn er keine mehr hat. Ich ballte meine Faust und drohte, ihn zu verprügeln.

Theo Padnos: Er drehte völlig durch und brüllte mich an. Die nächsten 24 Stunden haben wir nicht miteinander geredet. Aber weil ich Arabisch spreche, war Matt auf mich angewiesen. Auch darüber gab es ständig Streit. Er misstraute meinen Übersetzungen. Ich habe mein Bestes gegeben, nur verstand ich eben nicht alles. Manche Kämpfer hatten einen Akzent, andere sprachen sehr schnell oder im Straßenslang. Wenn ich fünf arabische Sätze mit einem englischen übersetzte, schrie Matt mich an: "Übersetz verdammt noch mal wörtlich!" Ich erklärte ihm, dass wörtliche Übersetzungen sinnlos sind. Das weiß jeder, der mehr als eine Sprache spricht. Nur er nicht.

Matthew Schrier: Weil er Arabisch konnte, tat er so, als wäre er ein verdammt guter Guru. Außerdem hatte ich – ohne Arabisch – ein besseres Verhältnis zu den Wärtern als er. Als ich Theo traf, kannte er den Namen keines einzigen Wärters. Nach drei Monaten! Innerhalb einer Woche habe ich dafür gesorgt, dass er baden durfte.

Theo Padnos: Manchmal hat mich Matt sogar geschlagen. Winzigkeiten konnten ihn überkochen lassen. Zum Beispiel Läuse. Er hatte diese spezielle Matthew-Schrier-Art, sie zu töten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Matthew Schrier: Ich nahm das Etikett von der Trinkflasche und faltete es, dann setzte ich die Läuse rein und zerquetschte sie. Das war eine saubere Methode. Theo zerdrückte sie mit dem Finger auf dem Boden. Dann lief er mit den Schuhen durch und verteilte den Dreck. Ich habe es ihm zwei-, dreimal gesagt. Dann ging ich rüber und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht.

Theo Padnos: Er etablierte seine Dominanz wie ein Hund: Er knurrt, und wenn du dich nicht unterordnest, beißt er. Psychologen haben untersucht, wie Menschen auf traumatische Situationen reagieren. Entweder sie werden kreativ – so war das bei mir. Als ich in meiner Zelle Stift und Papier bekam, fing ich an, einen Roman zu schreiben. Oder sie machen das, was ihnen angetan wird, mit anderen, Schwächeren. So war Matt. Er hat mir dasselbe angetan, was die Terroristen ihm angetan haben.

"Wir beobachten das oft in Gefängnissen, dass manche die eigene Erniedrigung weitergeben. Sie werden misshandelt, also misshandeln sie andere. Dann fühlen sie sich stärker", sagt Mechthild Wenk-Ansohn vom Berliner Behandlungszentrum für Folteropfer. Allerdings, sagt sie, kenne man dieses Verhalten vor allem aus "normalen" Gefängnissen, deutschen oder amerikanischen.

Wenk-Ansohn hat in 21 Berufsjahren Tausende Folteropfer und Kriegstraumatisierte behandelt, zuletzt sehr viele aus Syrien, die ebenfalls in den Kerkern von Al-Nusra oder dem "Islamischen Staat" saßen. "In solchen Extremsituationen neigen Häftlinge dazu, einander beizustehen, sogar über ideologische Gräben hinweg. Kurden helfen Türken, und Sunniten helfen Schiiten", sagt die Ärztin. Eine solche Dynamik wie zwischen Schrier und Padnos sei ihr noch nie begegnet.

Theo Padnos: Matt hatte in den USA im Gefängnis gesessen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Matthew Schrier: Mit 16 war ich wegen eines Einbruchs knapp zwei Monate in einem Hochsicherheitsgefängnis. Ich habe gelernt: Wenn du dich nicht wehrst, gehst du unter. Was die Gewalt gegenüber Theo angeht: Er hat mich immer provoziert.

Theo Padnos: Er suchte nach meinen Schwächen und übersteigerte sie ins Extreme. In seinen Augen war ich das verwöhnte, reiche Kind, gute Schule, gute Uni, und er der harte Bursche von der Straße. Er sagte immer: "Du hängst doch noch an den Titten deiner Mutter!"

Es ist einfach lächerlich. Meine Mutter ist im Ruhestand. Sie hat für ein Museumsmagazin in Boston gearbeitet, dessen Leserschaft vielleicht aus 13 alten Damen bestand. Trotzdem tat er so, als sei sie verantwortlich für meinen publizistischen Erfolg.

Matthew Schrier: Er erzählte mir, dass er im Ausland arbeitet, bis sein Geld aufgebraucht ist. Dann geht er zurück zu seiner Mutter und wohnt dort mietfrei, bis er wieder genug gespart hat, um zu reisen. Ein 44-jähriger Mann!

Theo Padnos: Ich war dreckig, verfilzt, als angeblicher CIA-Spion in einem Al-Kaida-Gefängnis dem Tod geweiht – und er war neidisch auf mich! Er sagte immer wieder: "Du hast zehn Jahre länger gelebt als ich."

Matthew Schrier: An einem Tag im Februar, nach vier Wochen gemeinsam in der Zelle, saß ich auf meiner Matratze und guckte zur Tür, da sah ich eine kleine Vertiefung im Holz.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Theo Padnos: Wochen vorher, als ich noch allein war, hatte ich versucht, mit einem Löffel ein Loch in das Holz zu schaben. Mir war bloß langweilig gewesen, und ich hatte gedacht, vielleicht kann ich so nach draußen spähen. Es hatte nicht geklappt.

Matthew Schrier: Als ich das sah, dachte ich sofort an Flucht. Im Badezimmer steckte eine dicke, lange Schraube in der Wand. Die habe ich gestohlen. Ich wollte das Holz so durchlöchern, dass wir einen Teil der Tür raustreten konnten. Dann ist mir die Schraube abgerutscht. Mohammed hat es gehört. Ich habe mich sofort aufs Bett geworfen. Theo, da muss ich sagen: Respekt!, sprang auf und holte die Schraube.

Mohammed kam mit zwei anderen Wärtern rein. Mit den Taschenlampen suchten sie die Tür ab. Ich sagte: "Mohammed, ich habe nur meine Fingernägel an der Tür sauber gemacht." Da hatte er schon die Einkerbung von Theos Löffel gefunden.

Mohammed schaute mich an, sein Blick sagte: Wir sind keine Freunde mehr. Er schlug mir mit einem Stück Zement auf den Kopf. Dann haben sie uns in den Reifen gesteckt. Für mich das erste Mal. 115 Schläge auf die Sohlen. Die Füße bluteten. Sie mussten mich in die Zelle tragen.

Theo Padnos: Im März brachten sie einen Marokkaner in unsere Zelle, ein dicker Kerl, 120 Kilo, schätze ich, ein Dschihadist, der auf eigene Faust nach Syrien gereist war und das Misstrauen der Al-Nusra-Leute erregt hatte. Er hatte eine Kugel ins Bein bekommen. Die Wunde war einen Monat alt und war nie versorgt worden. Er hatte in den USA gelebt, sprach gut Englisch. Er war so einer, wenn man im Flugzeug neben ihm sitzt, weiß man nach drei Minuten, dass er Probleme macht. Aber Matt war froh, dass er jemanden außer mir hatte, mit dem er sprechen konnte.

Matthew Schrier: Der Marokkaner hatte Humor. Über meine Lehrer Geschichte hat er sich kaputtgelacht. Wir teilten uns sogar ein Bett.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Theo Padnos: Sie redeten über Filme und lachten viel. Ich fand das alles nicht lustig. Also blieb ich auf meiner Seite der Zelle und versuchte, mich rauszuhalten.

Matthew Schrier: Theo tickt einfach anders. Ich wollte mit ihm Filmzitate spielen. Say hello to my little friend. Jeder Amerikaner kennt diesen Satz – aus Scarface. Nur Theo nicht. Ich hab ihn gefragt: "Was zur Hölle hast du als Kind gemacht?" – "Wir hatten keinen Fernseher." – "Was hast du dann gemacht?" – "Gelesen."

Oh Mann. Mit so einem Arschloch war ich eingesperrt, meinem genauen Gegenteil. 24 Stunden am Tag. Ich musste sogar betteln, dass er 20 Fragen mit mir spielt – dieses Spiel, bei dem du an eine Person denkst, und der andere muss mit 20 Fragen herausfinden, wer es ist.

Theo Padnos: Einmal schlug er mich, weil ich nicht spielen wollte. Wir hatten quasi 24 Stunden lang 20 Fragen gespielt, und ich konnte nicht mehr. Er wählte irgendwelche Rapper und Fernsehstars, die ich nicht kannte. Was weiß denn ich, wie Bart Simpsons Frau heißt? Ich habe nie Lethal Weapon 3 gesehen. Matt dafür neun Mal. Ich habe Leute ausgewählt, die er kennt, und nicht irgendeinen Renaissance-Künstler. Man glaubt nicht, wie schnell einem die Personen ausgehen können, die beide kennen.

Matthew Schrier: Eins muss ich Theo lassen: Er bekam raus, wo wir gefangen waren. Er fand diesen Papierfetzen auf dem Boden, darauf stand: "Kinderkrankenhaus Aleppo".

In der Zelle war es saukalt. Meistens lagen wir unter den Decken und versuchten, warm zu bleiben. Ich redete und redete. Wenn Theo mal den Mund

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aufmachte, waren seine Geschichten wie Zähneziehen. Der Marokkaner wollte eine Frauengeschichte hören. Theo erzählte: "Im Jemen habe ich ein Mädchen getroffen. Wir sind in die Berge gegangen und haben ein Picknick gemacht." Und so weiter und so weiter. Irgendwann frage ich: "Hast du sie gefickt oder nicht?" Und er: "Nein." Unglaublich! Wir sitzen da, hören uns den Scheiß an, und er fickt sie nicht mal!

Theo Padnos: Es dauerte nicht lange, bis sich der Marokkaner mit Matt zerstritt und ich mich besser mit ihm verstand. Wir unterhielten uns auf Arabisch, manchmal auch auf Französisch. Und wenn es nur war: "Wie geht's dir heute?" Matt ertrug es nicht, außen vor zu sein.

Matthew Schrier: Theo fing an, den Marokkaner zu massieren, wegen der alten Wunde. Er kniete sich hin und knetete sein Bein. Er half ihm sehr. Aber er merkte nicht, was er damit auch anrichtete.

Theo Padnos: Der Marokkaner war cholerisch, und die Massagen beruhigten ihn. Als Rennradfahrer bin ich früher oft massiert worden, ich weiß, wie das geht. Im Gefängnis muss jeder seine Fähigkeiten nutzen. Dort zählen andere Dinge als im normalen Leben. Du hast einen Dokortitel? Egal. Du bist zum Mond geflogen? Egal. Aber Massagen sind auf einmal etwas wert. Außerdem hatte ich ja nichts Besseres zu tun.

Matthew Schrier: Der Marokkaner fing an, ihm zu befehlen: Knie dich hin und massier mich! Er war richtig diabolisch, wie J. R. Ewing in Dallas. Irgendwann ging Theo öfter auf die Knie, um ihn zu massieren, als die Terroristen zum Beten gingen. Theo war seine Gefängnislampe.

Theo Padnos: Ich wusste, dass er mich demütigen will. Aber mir machte es nichts aus, so blieb er wenigstens ruhig. Der Marokkaner war genau wie Matt ein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Alphatier. So jemand ist nur zufrieden, wenn man sich unterordnet. Ich hatte nichts dagegen, Beta zu sein. Dann bin ich halt der Schwache.

Matthew Schrier: Von Anfang an wollte ich konvertieren. Das war taktisch klug. Ich fragte nach einem Koran in Englisch. Ich wollte nicht einfach sagen: Jetzt bin ich Muslim. Ich wollte im Koran lesen und ihnen das Gefühl geben, dass ich es ernst meine. Aber sie gaben mir keinen. Theo war strikt dagegen, zu konvertieren.

Theo Padnos: Ich hatte Angst, dass sie sagen würden: Ihr täuscht uns, ihr spielt mit unserer Religion. Vielleicht hätten sie uns dann erschossen. Foley und andere sind angeblich konvertiert, wie wir später erfuhren. Ihr Leben hat es nicht gerettet.

Matthew Schrier: Am 29. März, der Marokkaner war seit zwei Wochen bei uns, habe ich die Schahada gesprochen, das Glaubensbekenntnis. Als der Wärter kam, sagte der Marokkaner: "Dschumaa ist jetzt ein Muslim." Drei Tage später kam ein Typ, schwarz verumummt, und gab mir diesen wunderschönen Koran, 2000 Seiten, die König-von-Saudi-Arabien-Übersetzung. Endlich hatten wir was zu lesen.

Theo Padnos: Von da an durfte ich mir von Matt und dem Marokkaner anhören: "Du Idiot, warum konvertierst du nicht auch?" Sie beschimpften mich als Ungläubigen und ließen mich nicht im Koran lesen. Sechs Monate hatte ich nichts mehr gelesen.

Matthew Schrier: Am 9. Juni wurde ich 35 Jahre alt. Der Marokkaner hat mir gratuliert, Theo nicht. Es war der schlimmste Geburtstag meines Lebens.

Theo Padnos: Im Juli haben sie uns in ein anderes Gefängnis verlegt. Heute wissen wir, dass es die alte Zulassungsstelle von Aleppo war.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Matthew Schrier: Die neue Zelle lag auch in einem Keller. Knapp unter der Decke waren zwei kaputte Fenster, etwa in zwei Meter Höhe. Sie gingen hinaus auf den Hinterhof. Sie waren vergittert, aber das Mauerwerk war bröselig, und die Gitterstäbe, nur halb so dick wie Bleistifte, waren ein bisschen locker. Ich wusste, der Marokkaner passt nicht durch, also habe ich erst mal nichts gesagt. Aber am 16. Juli holten sie ihn raus. Keine Ahnung, was sie mit ihm gemacht haben. Als er weg war, fragte ich Theo: "Denkst du, wir passen da durch?" Er sagte: "Ja." Von da an waren wir vereint.

Theo Padnos: Das Fenster war so hoch, dass Matt auf meinem Rücken stehen musste, um die Stäbe zu lösen. Drei Tage lang war ich auf allen vieren.

Matthew Schrier: Ich untersuchte die Stäbe genau. Wie die Raptoren, diese smarten Raubsaurier in Jurassic Park. Es waren zwölf Stäbe horizontal und 23 oder 24 vertikal. Keiner der vertikalen war verschweißt, und nur drei der horizontalen waren fest, und das bloß an einer Seite. Ich fing an, die Stäbe zu lösen und nach außen zu biegen.

Theo Padnos: Aus T-Shirts bauten wir eine Leiter, wie eine Schnur mit Schleifen dran, in die man reintreten konnte.

Matthew Schrier: Es war Ramadan, sie brachten uns das Essen frühmorgens, als es noch dunkel war, und dann ließen sie sich bis abends nicht mehr blicken. Wir bekamen jeden Tag Oliven. Die presste ich aus, das Öl fing ich in einer Schale auf. Falls wir nicht durch das Gitter passten, könnten wir uns damit einreiben, dachte ich. Wir wussten, dass es eng werden würde. Aus dem Fenster blickte man in einen Hinterhof. Um das Gebäude herum war eine Mauer, unterbrochen von einer Einfahrt. Wachen waren nicht zu sehen.

Kurz vor dem entscheidenden Tag stritten wir uns.

Theo Padnos: Es ging darum, wie wir am besten vorgehen sollten. Ich wollte so wenig Risiko wie möglich eingehen. Matt wollte einfach raus.

Matthew Schrier: Auf einmal ließ Theo mich nicht mehr auf seinem Rücken stehen. Also holte ich den Eimer, den sie uns gebracht hatten, um unsere Wäsche zu waschen. Ich wollte mich draufstellen. Er sagte: "Wenn du den Eimer hinstellst, klopf ich an die Tür und rufe die Wärter." Ich: "Fuck you!" Er ging zur Tür und klopfte. Ich war wie erstarrt. Ich konnte nicht glauben, dass er das getan hatte.

Theo Padnos: Ja, ich habe damit gedroht, zu klopfen. Wahrscheinlich habe ich es auch getan. Er hatte mich provoziert. Aber es war nicht schlimm. Wären sie gekommen, hätten wir gesagt: "Hey, was ist los?" Sie kamen aber nicht. Für Matt war immer alles unverzeihlich. Du hast mich an die Terroristen ausgeliefert! – Nein, habe ich nicht!

Matthew Schrier: Zur Strafe ließ ich Theo nicht mehr im Koran lesen. Er riss ihn mir aus der Hand, und ich, bum, gab ihm eine Kopfnuss. Er hatte eine Wunde über der linken Braue, die heftig blutete. Dann riss er sich zusammen. Einige Tage später, am 29. Juli, kurz vor Sonnenaufgang, nahm ich das Fenster auseinander und dachte: Fuck, jetzt gibt's kein Zurück.

Theo Padnos: Ich habe ihm den Vortritt gelassen, weil ich nett sein wollte.

Matthew Schrier: Er hat mich nur vorgelassen, weil wir von draußen immer Schüsse gehört hatten. Er hatte Schiss.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Theo Padnos: Ich räuberleiterte Matt hoch und drückte. Er mühte sich ab. Aber die Mischung aus meinem Drücken und seinem Wackeln funktionierte: Er kam raus.

Matthew Schrier: Die rostigen Stäbe hatten meinen Oberkörper blutig gekratzt. Hier, die Narbe am Bauch habe ich noch. Ich hockte draußen im Dunkeln neben dem Fenster. Direkt über mir sah ich ein weiteres Fenster, das offen war. Das Licht war an. Da drin mussten die Terroristen sein.

Theo Padnos: Ich habe ihm die Sneakers, ein T-Shirt und seine Mütze gereicht, bin in die T-Shirt-Leiter gestiegen und habe eine Hand rausgestreckt, damit er mich rausziehen konnte.

Matthew Schrier: Ich habe geflüstert: "Nein, du musst mit beiden Armen gleichzeitig raus." Er wollte nicht hören.

Theo Padnos: Am Brustbein blieb ich im Fenster stecken. Ich kann den Punkt noch heute fühlen, tagelang hatte ich Schmerzen. Mein Kopf, meine Schultern und ein Arm waren schon draußen. Matt war an derselben Stelle stecken geblieben. Ich habe ihn dann durchgedrückt. Es hat aber zwei oder drei Minuten gedauert. Der Trick ist: sich entspannen, tief einatmen, wackeln, wackeln, wackeln, und so wie ich von innen gedrückt hatte, hätte er von außen ziehen müssen. Es hätte ein paar Minuten gedauert, aber dafür reichte seine Geduld nicht.

Hier muss man Padnos' und Schriers Erzählung kurz unterbrechen. Das Geschehen der nächsten Minuten ist die einzige Stelle der Geschichte, an der sich die Darstellung der beiden offenkundig widerspricht.

Mechthild Wenk-Ansohn, die Psychotherapeutin aus Berlin, sagt: "Das Gedächtnis ist kein Filmapparat, das Erlebte wird bei jeder Erzählung rekonstruiert." Gerade in lebensbedrohlichen Stresssituationen sei zum Beispiel das Zeitempfinden beeinflusst: "Kurze Momente werden dann manchmal als Ewigkeit empfunden, oder es gibt Lücken in der Wahrnehmung." Wenn sich die Schilderungen der beiden unterscheiden, muss das also nicht heißen, dass einer lügt. Vielleicht bedeutet es bloß, dass sie die Situation anders erlebt haben. Für die beiden Protagonisten aber sind die Details, in denen ihre Erinnerung voneinander abweicht, existenziell. Für sie geht es um die Frage, ob Matthew Schrier alles getan hat, was er konnte, oder ob er Theo Padnos im Stich gelassen hat.

Matthew Schrier: Ich kauerte neben dem verdammten Fenster und versuchte, ihn an einem Arm rauszuziehen. Es muss eine Minute gedauert haben, vielleicht auch mehr, bis der Idiot endlich verstand, dass es so nicht klappt. Also flüsterte ich noch mal: "Geh rein, zieh dein Shirt aus, und nimm das Öl!"

Er ging rein, zog sein Shirt aus, kam dieses Mal mit beiden Armen raus, wie ich es ihm gesagt hatte, aber wieder ohne Öl. Er blutete schon überall. Ich stemmte mein Bein gegen die Wand und zog.

Schwer zu sagen, wie lange ich dann noch mal versucht habe, ihn rauszuholen. Vielleicht drei, vier Minuten insgesamt. Es ist das Einzige, was ich wirklich nicht mehr weiß, was ich nicht mal sagen könnte, wenn man mich an einen Lügendetektor anschließen würde.

Irgendwann sagte ich, dass ich jetzt gehen und Hilfe holen würde. Da sagte er: "Okay." Ohne das hätte ich nicht fortgekonnt. Bevor er Okay sagte, war ich wie festgefroren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Theo Padnos: Um jemanden da rauszuziehen, braucht man Kraft. Matt hätte seine Füße gegen die Wand stemmen müssen. Das hat er nicht getan. Außerdem hätte er ein paar Betonbrocken wegräumen müssen, die heruntergefallen waren, als er sich durch das Fenster herausgequetscht hatte. Auch das tat er nicht.

Matthew Schrier: Theo redet von irgendwelchen Betonbrocken, die angeblich das Fenster blockiert hätten. Da waren aber keine, der Weg war frei.

Theo Padnos: Er packte mich nur am Arm, von der Seite, und zog ein bisschen. So hatte er keine Kraft. Dann sagte er: "Du schaffst es nicht, Mann." Ich habe gesagt: "Doch, fast, nur noch ein bisschen." Ich war total überzeugt, dass ich es schaffe. Als er dann sagte, er hole Hilfe, habe ich halt gesagt: "Okay." Dann ging er. Das alles dauerte weniger als eine Minute.

Ich nehme es ihm nicht mal übel. Was ich ihm übel nehme, sind die sieben Monate Folter, Schmerzen und Leid, die er mir zugefügt hatte. Mich zu befreien hätte Anstrengung und Risiko bedeutet, für mich und für ihn. Das wollte er nicht. Und das mit dem Öl: Es gab nicht genug Öl, um mich so glitschig zu machen, dass es hätte funktionieren können. Aber der Gedanke hatte sich bei ihm festgesetzt.

Matthew Schrier: Eine gute halbe Stunde lief ich durch die Dämmerung und sah kaum Leute auf der Straße. Im Ramadan legen sich die Menschen nach dem Morgengebet wieder hin. Dann brachten mich Anwohner zur Freien Syrischen Armee. Die Soldaten nahmen mich auf. Ich erzählte ihnen, woher ich kam und dass Theo noch dort war. Ob sie ihn befreien könnten? Keine Chance. Es sei ein Wunder, dass ich fliehen konnte. Keiner entkommt Al-Nusra, sagten sie.

Am nächsten Tag fuhren sie mich an die türkische Grenze. Dieselbe Strecke, die ich sieben Monate vorher fahren sollte, vorbei an der Stelle, wo ich entführt worden

war. Vier bewaffnete Kämpfer saßen mit mir im Auto. An den Checkpoints hielten sie ihre Kalaschnikows aus den Fenstern und wurden durchgewinkt. In der Türkei rief ich die amerikanische Botschaft an. Ein gepanzerter Wagen holte mich ab. Das FBI befragte mich zehn Stunden lang. Einige Tage später landete ich in New York.

Theo Padnos: Als Matt weg war, probierte ich noch mal, rauszukommen, aber allein ging es nicht. Außerdem war es jetzt hell. Ich setzte mich und dachte: Sie werden dich töten. Abends kamen sie. Sie richteten mich übel zu, ließen mich aber leben.

Die Al-Nusra-Front verlor mit Matthew Schrier einen Gefangenen – und potenziell einige Millionen Euro. Geiselnahmen sind in Syrien zu einer wichtigen Einkommensquelle für Terroristen geworden. Dutzende Westler sind entführt worden, Journalisten, Entwicklungshelfer, Abenteurer. Die Terroristen sperren sie ein und kontaktieren die Familie oder die Regierung oft erst nach Monaten. Die lange Zeit ohne Lebenszeichen treibt den Preis in die Höhe.

Wenn die Terroristen Geld brauchen, verkaufen sie die Geisel. Seit 2008 haben Al-Kaida-Gruppen in der arabischen Welt laut Recherchen der "New York Times" mehr als 100 Millionen Euro Lösegeld eingenommen. Auch an den "Islamischen Staat", der während Theo Padnos' Gefangenschaft zum bitteren Feind der konkurrierenden Al-Nusra-Front geworden war, flossen Millionen: Mindestens 15 Gefangene ließ der "Islamische Staat" gegen Lösegeld frei. Nach ZEIT-Informationen erpresste er allein 2014 mindestens 25 Millionen Euro – Geld, das mutmaßlich auch westliche Regierungen zahlten oder zahlen ließen. Die USA und Großbritannien zahlen aus Prinzip nicht.

Theo Padnos: Am Tag nach Matts Flucht musste ich nachspielen, was passiert war. Ich zeigte den Terroristen: "Matt war da drüben und kletterte raus, während ich hier an die Tür hämmerte, aber ihr seid nicht gekommen." Ich erklärte, dass er eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Leiter gebaut und mitgenommen habe. In Wahrheit hatte ich sie wieder auseinandergeflochten. Sie schienen mir zu glauben. Einige Tage bekam ich nichts zu essen, dann war alles wie zuvor.

Es war eine große Erleichterung, dass Matt weg war. Endlich hatte ich Ruhe – und ich hoffte, dass Obama vielleicht die CIA schickt, um mich zu retten. Ich ging davon aus, dass Matt ihnen genau erzählt hatte, wo ich bin.

Dann, zwei Wochen später, hatte Matt offenbar eine nette Unterhaltung mit dem Journalisten Chris Chivers von der New York Times, der nichts Besseres zu tun hatte, als in einen Artikel zu schreiben: Theo hat Matt beim Ausbruch geholfen. Die Terroristen schnappten das auf, es lief ja auch bei CNN. Jetzt wussten sie, dass ich gelogen hatte.

Sie brachten mich in die Wüste, in die Nähe von Deir al-Sur, und sperrten mich in einen winzigen Raum. Es war unfassbar heiß, August in der syrischen Wüste. Ich war sechs Wochen da drin. Immer wieder flehte ich: "Macht die Tür auf, nur einen Spalt! Mafi oxygen! Ich brauche Luft!"

Matthew Schrier: Ich habe Chivers die Geschichte meiner Flucht erzählt und dachte: Der hat einen Pulitzerpreis, der wird schon wissen, wie er richtig mit Informationen umgeht.

Durch Chivers habe ich übrigens zum ersten Mal vom "Islamischen Staat" gehört. Er erklärte mir, dass Al-Nusra und der "Islamische Staat" miteinander verfeindet waren, und jetzt ahnte ich, was das wohl für Gefechte gewesen waren, die ich aus unserer Zelle gehört hatte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Theo Padnos: Wochen vergingen, Monate. Der "Islamische Staat" wurde stärker, und Al-Nusra musste aus Deir al-Sur fliehen. Mich haben sie mitgenommen. Sie machten sich nicht mehr die Mühe, meine Augen zu verbinden. Ich fuhr in einem Auto mit dem regionalen Al-Nusra-Chef Abu Maria Al-Kahtani. Neben mir auf dem Rücksitz hatten sie ihre letzten Säcke Bargeld deponiert. Der Kampf gegen den "Islamischen Staat" war teuer gewesen, und aus ihren Unterhaltungen hatte ich mitgekriegt, dass sie ein wichtiges Ölfeld verloren hatten.

Matthew Schrier: Im Oktober 2013 fand ich den Skype-Namen eines der Terroristen heraus, er nannte sich Kawa und war wie Mohammed einer der Al-Nusra-Anführer in unserem Gefängnis gewesen. Ich gab die Information an das FBI weiter, zusammen mit dem Hinweis, man könne die katarische Regierung bitten, Kawa zu kontaktieren und über Theos Freilassung zu verhandeln. Ich wusste, dass Kawa Kontakt zu Katar hatte, und die Katarer sind schließlich unsere Verbündeten. Ich wusste, so hat Theo eine reelle Chance, freizukommen.

Theo Padnos: Mit der Zeit wurde ich zu einem sadschin mahtar, einem respektierten Gefangenen. Manchmal durfte ich mich frei bewegen. Ich befüllte Patronengurte und stapelte Munitionskisten, wie sie es mir auftrugen. Einmal kam ein Wärter und sagte: "Sie werden dich bald gehen lassen, wir brauchen das Geld."

Im August 2014, nach 22 Monaten Gefangenschaft, ließen sie mich an der Grenze zu Israel frei. Die katarische Regierung hatte mich freigekauft, wie ich später erfuhr.

Heute bin ich nicht wütend auf die Terroristen. Wenn man weiß, was wir Amerikaner im Irak angerichtet haben, kann man sie sogar ein bisschen verstehen. Es gibt aber einen Menschen, den ich unter keinen Umständen je wiedersehen will: Matthew Schrier. Ich war 22 Monate lang Gefangener von Al-Kaida, die sieben Monate mit ihm waren mit Abstand die schlimmsten.

Matthew Schrier: Ich habe alles getan, um Theo rauszuholen. Ich versuchte, die Freie Syrische Armee zu überreden, ihn zu befreien. Ich brachte das FBI auf die Katar-Spur. Ja, wir haben uns gehasst, aber er ist doch Amerikaner. Ich habe ihm E-Mails geschrieben, als er freikam, ich wollte mit ihm reden, aber er ignorierte mich.

Theo Padnos arbeitet an einem Dokumentarfilm über seine Gefangenschaft. Den Roman, den er im Gefängnis schrieb, nachdem Matthew Schrier geflohen war, will er veröffentlichen. Schrier schreibt ebenfalls ein Buch. Mit dem Fotografieren hat er aufgehört.

Gegenüber der ZEIT haben sie sich erstmals zugleich über ihre Zeit in der Gefangenschaft geäußert – natürlich fanden die Gespräche an getrennten Orten statt. Den Kampf, den sie in der Zelle begonnen haben, führen sie mit anderen Mitteln weiter. Es geht nicht mehr ums Überleben, sondern um die Deutungshoheit.

Ob die Verhandlungen der katarischen Regierung dadurch erleichtert wurden, dass Schrier dem FBI den Skype-Namen des Terroristen Kawa gab, ist nicht bekannt. Das FBI äußert sich dazu nicht. Es ist auch nicht bekannt, ob die amerikanische Regierung die Lösegeldzahlung durch den Verbündeten gebilligt hat – oder überhaupt davon wusste. Parallel hatte auch Padnos' Familie Katar um Hilfe gebeten. Sie hatte sich mit den Familien von vier anderen entführten Amerikanern zusammengetan, den Foleys, Sotloffs, Muellers und Kassigs. Nur Padnos kam frei. James Foley, Steven Sotloff und Peter Kassig brachte der "Islamische Staat" um, Kayla Mueller starb bei einem Bombardement.

„Ich bin jetzt eine andere. Das spüre ich. Jemand, den ich nicht kenne.“

Die Terrorgruppe Boko Haram hält in Nigeria Tausende Frauen und Mädchen gefangen. Einige, denen die Flucht gelang, erzählten uns ihre Geschichte

Von Wolfgang Bauer, ZEIT-MAGAZIN, 20.08.2015

Der Wald, der zum Schrecken eines modernen Staates wurde, ist lichtlos und fast undurchdringlich. Wer in ihn hineingerät, glauben viele in Nigeria, finde nie wieder heraus. Es heißt, ein Fluch aus der Vorzeit liege auf ihm. Der Sambisa-Wald ist der Letzte seiner Art. Er ist so alt, dass sich niemand an die Bedeutung seines Namens erinnern kann. Von all den großen Wäldern im Nordosten Nigerias ist nur noch er geblieben. Seine Bäume haben nichts Erhabenes. Sie sind nur wenige Meter hoch, knorrig und miteinander verwachsen. Das Dickicht ist voller Dornen, schärfer als Krallen. Die Wipfel der Bäume sperren den Himmel aus, selten schafft es die Sonne bis auf den Grund. Mächtige Flüsse aus den Mandara-Bergen strömen nicht ins Meer, sondern enden in den Sümpfen des Sambisa. Er bedeckt ein Gebiet, das größer ist als Belgien. In diesem Wald gibt es viele Raubtiere. Das gefährlichste unter ihnen aber ist der Mensch. Genauer: der Mann.

TALATU*, 14 Jahre: Alle nennen mich Talatu (»die am Dienstag Geborene«), weil ich die Erstgeborene bin. Bei uns spricht man Erstgeborene aus Respekt nicht mit ihrem echten Namen an. Bevor die Männer mich in den Wald geschleppt haben, bin ich in die neunte Klasse der Secondary School in Duhu gegangen. Mein Lieblingsfach ist Mathematik. Ich mag Mathe, weil es logisch ist. Wenn du einmal verstanden hast, was die Logik einer mathematischen Regel ist, löst du alle Aufgaben ganz einfach und schnell.

Verborgen in den Sümpfen des Waldes liegt das Hauptquartier einer Terrorgruppe, die in ihrer Grausamkeit fast beispiellos ist. Sie ist so modern wie archaisch. Die Welt nennt sie Boko Haram («Westliche Bildung ist Sünde»), denn ihre Anhänger lehnen alles Westliche ab. Sie selbst gab sich den Namen »Jama'atu Ahlis Sunna Lidda'awati wal-Jihad«, »Vereinigung der Sunniten für die Verbreitung des Islams und des Dschihad«. Sie kämpft für die Gründung eines Kalifats in Nigeria und kooperiert mit Al-Kaida in Mali und Algerien. Anfang März hat sie dem »Islamischen Staat« im Mittleren Osten die Treue geschworen. In nur vier Jahren konnte sie ein Fünftel Nigerias besetzen. Aus einer Terrorzelle, die gelegentlich Polizeiposten und Kirchen überfiel, wurde eine schlagkräftige Armee mit etwa 15 000 Bewaffneten. Sie unterjocht die Muslime und führt Krieg gegen die Christen. Im Namen ihres »wahren Glaubens« brandschatzt sie und zwingt ganze Dörfer in die Sklaverei. Eine Million Menschen sind auf der Flucht. Nach Angaben der Regierung starben bislang 20 000 Menschen. Und das sind nur die gezählten Toten. Die meisten Opfer in diesem Konflikt bleiben ungezählt.

SADIYA, 31 Jahre, Mutter von Talatu: Du kommst in den Wald, und es wird dunkel. So dunkel, dass du vergisst, dass es Tag ist. Sie haben uns beide in den Wald gebracht. Der Fahrer des Lastwagens musste das Licht einschalten, weil es dort so dunkel wurde.

Die Brutalität von Boko Haram machte international Schlagzeilen, als ein Kommando in der Nacht vom 14. auf den 15. April vorigen Jahres 276 Schülerinnen aus einem Internat in Chibok entführte. Die Islamisten zwangen sie auf Lastwagen und fuhren sie in den Wald, aus dem sie bis heute nicht entkamen. »Bring back our girls«, forderten weltweit viele Prominente, darunter die US-Präsidentengattin Michelle Obama. Tausende Frauen und Mädchen werden mittlerweile in der Gefangenschaft Boko Harams vermutet. Die meisten davon sollen im Sambisa und in seinen Sümpfen festgehalten werden. Europäische und afrikanische Staatschefs hielten Krisengipfel zur Rettung der Mädchen und Frauen ab. Angela Merkel sagte die Unterstützung einer westafrikanischen Einsatztruppe zu. Doch der Schock hielt nicht lange an. Zu weit entfernt ist der Nordosten Nigerias von den Machtzentren der Welt.

Für diese Reportage haben wir, der Autor und sein Übersetzer, mit einem Dutzend Mädchen und Frauen gesprochen, denen die Flucht aus dem Sambisa gelang. Ihre Berichte dokumentieren unfassbare Verbrechen und geben Einblick in das Innenleben einer Terrororganisation, über die wenig bekannt ist. Viele der Frauen waren erst wenige Tage zuvor dem Wald entkommen. Was sie erzählen, lässt sich nicht überprüfen, aber ihre Aussagen decken sich.

Sadiya ist mit ihrer Tochter Talatu geflohen. Sadiya ist im sechsten Monat schwanger. Ihr Bauch wölbt sich deutlich. Das Kind stammt von ihrem Vergewaltiger.

SADIYA: Sie haben mir nur meinen Namen gelassen. Alles andere haben sie mir genommen. Ich bin jetzt eine andere. Das spüre ich. Ich bin jetzt jemand, den ich nicht kenne. Ich bin im Dorf Duhu im Bundesstaat Adamawa aufgewachsen. Die meisten dort sind Christen, aber wir sind Muslime. Mein Mann war Lastwagenfahrer, er ist bei einem Unfall mit seinem Lkw gestorben. Ich habe sieben Kinder mit ihm.

Die Interviews finden in Yola statt, der Hauptstadt des Bundesstaats Adamawa, die als relativ sicher gilt. Über Vertrauensleute haben wir die Frauen hierher eingeladen. Sie sind nach ihrer Flucht in ihre Dörfer heimgekehrt. Wir können nicht zu ihnen kommen. Das wäre zu gefährlich für uns, aber auch zu riskant für sie – wenn sie mit uns gesehen würden. Wir wählen jeden Tag einen anderen Treffpunkt. Auch in Yola werden Menschen von Boko Haram getötet und entführt. Der letzte Anschlag auf einen Markt liegt erst zwei Wochen zurück, es gab 45 Tote.

Zu Beginn unserer Begegnungen herrscht auf beiden Seiten großes Misstrauen. Wir haben Angst, weil Boko Haram neuerdings entführte Mädchen zwingt, sich als Selbstmordattentäterin in die Luft zu sprengen. Fast täglich töten sich in Nigeria junge Frauen an belebten Orten. Die meisten, weil sie unter Druck gesetzt werden. Andere aus Überzeugung. Am zweiten Tag unserer Gespräche wirft ein neunjähriger Junge – von Boko Haram angestiftet – einen Sprengsatz vor einen Militärposten, nur wenige Hundert Meter von uns entfernt. Wer kann ermessen, wie sehr Menschen sich in monatelanger Gefangenschaft verändern? Wie sehr sich die Psyche anpasst, um zu überleben? Und natürlich haben die Frauen, die wir treffen, auch Angst vor uns: Sie können nicht einschätzen, ob wir gegen oder für Boko Haram sind. So lange dominierte diese Sekte ihre Gedankenwelt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SADIYA: An dem Tag, an dem Boko Haram kam, stand ich um drei Uhr morgens auf. Es war ein Freitag. Ich kochte Reis, schälte ihn, trocknete ihn danach, um ihn später zu verkaufen. Immer freitags ist bei uns Wochenmarkt. Da habe ich einen Stand. Nach dem Tod meines Mannes habe ich versucht, auf den Feldern meiner Familie zu arbeiten, aber ich kann nicht. Ich bin keine Bäuerin. Mein Rücken wäre bald kaputt. Ich habe einen Verkaufsstand für Erdnusskuchen an der Busstation von Duhu aufgemacht. Jeden Morgen, nachdem ich die Kinder zur Schule geschickt hatte, habe ich die Kuchen gebacken. Jeden Nachmittag bin ich dann zur Busstation gelaufen und habe dort die Erdnusskuchen verkauft. Bis elf Uhr nachts. Talatu hat mir geholfen, wenn sie aus der Schule kam. Sie hat das Geld kassiert. Wir haben davon ganz gut gelebt, auch ohne Mann. Als ich an diesem Tag nachmittags vom Markt nach Hause kam, war ich müde und legte mich auf die Bastmatte.

TALATU: Ich kam an diesem Tag wie immer von der Schule nach Hause und zog meine Schuluniform aus. Ich kochte Reissuppe und bin dann zu meiner Oma rüber, um rote Bohnen für die Suppe zu holen. Oma sagte mir, sie habe eben verletzte Soldaten durchs Dorf rennen sehen. »Ihr müsst euch in Sicherheit bringen«, sagte Oma. »Boko Haram jagt junge Mädchen wie dich.« Ich lief wieder zurück zu Mama.

Die Terrorsekte nährt sich aus einem Landstrich, der zu den ärmsten der Welt zählt. Im Becken des Tschadsees, wo die Staaten Niger, Tschad, Kamerun und Nigeria aufeinandertreffen, lebt die Mehrheit der Bevölkerung nach Schätzung der Weltbank von nicht mehr als einem Dollar am Tag. Siebzig Prozent der Menschen können weder lesen noch schreiben. Nigeria hat die weltweit höchste Rate an Kindern, die nicht zur Schule gehen. Wenige Länder vereinen so viele Widersprüche in sich wie Nigeria. Ein Konglomerat aus 514 Volksgruppen und 188 Millionen Einwohnern. Zu gleichen Teilen christlich wie muslimisch. Lange haben Generäle das Land regiert, seit 1998 gilt es wieder als Demokratie. Wirtschaftlich ist Nigeria der erfolgreichste Staat Afrikas, 2014 soll seine Volkswirtschaft nach amtlicher Statistik die von Südafrika überholt haben. Die Ölquellen im Süden brachten dem Land gewaltige Reichtümer und noch mehr Korruption. Die Politiker haben die Staatskasse geplündert. In den vergessenen nordöstlichen Provinzen, der Heimstätte Boko Harams, wird der nigerianische Staat, sofern überhaupt sichtbar, vor allem als Räuber wahrgenommen.

Boko Haram hat in der kurzen Zeit seiner Existenz viele Metamorphosen durchlaufen. Die Gruppe begann 2002 im Nordosten Nigerias als soziale Bewegung. Der Imam Mohammed Yusuf predigte in seiner Moschee in der Stadt Maiduguri gegen die grassierende Korruption und Verderbtheit in Nigeria. Er wettete gegen die Christen, warnte seine Anhänger aber davor, Kirchen anzuzünden. Yusuf war einer der gebildetsten Männer der Gegend, er hatte etliche Pilgerreisen nach Mekka unternommen. Saudische Religionsgelehrte gehörten anfangs zu seinen Mentoren. Yusuf schuf ein System aus Mikrokrediten, die seine Anhänger in die Lage versetzten, Läden und Taxi-Unternehmen zu eröffnen. Doch kam es bald auch zu Anschlägen auf Polizisten und Behörden. Unklar blieb, inwieweit Yusuf dafür verantwortlich war. 2009 wurde er verhaftet und in Polizeigewahrsam exekutiert. Seine Moschee in Maiduguri wurde gesprengt. Die Generäle Nigerias nahmen an, damit die Gruppe eliminiert zu haben. Das Gegenteil war der Fall. Die Militanten wurden stärker denn je. Und Boko Haram wuchs zur Bestie.

SADIYA: Der Kleine weckte mich auf meiner Bastmatte, Buba, der Sechsjährige, ganz außer Atem war er. Er sagte: »Boko Haram kommt, die Soldaten laufen weg!« – »Du spinnst«, sagte ich zu ihm und blieb liegen. Das Militär war gerade erst mit vielen Panzern ins Dorf eingerückt. Doch da kam schon Talatu und erzählte mir dasselbe. Ich trat vor die Tür. Wir können von dort aus die Hauptstraße sehen. Auf ihr rasten die Panzer aus dem Dorf. Hinter einem lief ein Soldat her, der seine Stiefel in der Hand hatte und versuchte, auf das Heck zu klettern. Einer der Panzer fuhr in den Straßengraben. Die Besatzung ließ ihn einfach stehen und rannte davon.

TALATU: Mama sagte, wir müssten jetzt weg. Ich hatte noch Zeit, ein frisches Kleid mitzunehmen. Ein Kampfjet kreiste über dem Dorf, überall rannten Menschen. Wir liefen ihnen einfach hinterher. Weg von der Hauptstraße, auf der die Boko-Haram-Kämpfer anrückten, hinein in den Busch. Am Abend erreichten wir ein Dorf in den Bergen, das hieß Pellum. Unsere Oma, die mit uns floh, hatte dort einen Cousin. Wir schliefen bei ihm im Hof. Aber er sagte, am nächsten Morgen müssten wir gehen. In Pellum wohnen fast nur Christen, sie hassen uns Muslime jetzt. Weil Boko Haram so viele Christen tötet. Wir Muslime seien alle Boko Haram, sagen sie. Am frühen Morgen stiegen wir höher in die Berge hinauf, in das Dorf Zayer, das ist muslimisch, es ist

in die Felsen gebaut. Hier schliefen wir unter einem Baum. Viele Tausend Menschen flüchteten sich auf diesen Berg.

SADIYA: Auf dem Berg waren wir aber auch nicht lange sicher. Ein Junge aus unserem Dorf, der die Fußpfade und alten Fluchtrouten von Duhu kennt, hat Boko Haram heraufgeführt. Dieser Junge hieß Ibrahim, war um die 14 Jahre alt. Ein Waise, der ohne Eltern aufgewachsen ist.

TALATU: Ich mochte ihn. Er war ein witziger Junge. Der Verkaufsstand seines Onkels war an der Busstation gleich neben unserem Stand. Ibrahim und sein Onkel handelten mit Tee. Jetzt verriet Ibrahim uns alle. Es heißt, sie haben ihm Geld gegeben.

SADIYA: Sie kamen mit Pfeil und Bogen. »Ihr seid Muslime!«, riefen sie. »Ihr müsst keine Angst haben.« Was hätten wir tun sollen? Uns gingen ja die Vorräte aus.

Sklaven sind das Fundament, auf dem Boko Haram sein Reich zu errichten versucht. Die Terrorgruppe zwingt die jungen Männer an die Waffen und verheiratet die Mädchen. Als Arbeitssklaven nutzt sie ältere Frauen. Sie müssen in den Häusern der Kämpfer putzen und die Wäsche machen. »Meine Brüder«, verkündete der neue Führer von Boko Haram, Abubakar Shekau, 2014 in einem Video, »ihr sollt euch Sklaven nehmen. Ich habe Mädchen aus einer Schule entführt, und ihr seid irritiert. Ich sage, wir müssen die Verbreitung westlicher Bildung verhindern. Ich werde die Mädchen auf dem Markt verkaufen, mit Allahs Hilfe. Allah sagt, ich soll sie verkaufen.«

Shekau, der neue oberste Emir von Boko Haram, ist noch radikaler als sein Mentor Mohammed Yusuf. Unter Shekau, diesem bärtigen Mann, der auf seinen Videobotschaften oft eine spitze Wollmütze trägt, begann das wahre Schreckensregime von Boko Haram. Videos, die ihn zeigen, unterscheiden sich von denen Al-Kaidas oder des »Islamischen Staates«. Shekau verliert in ihnen oft die Contenance. Er kneift die Augen vor Hass zusammen, beugt sich zur Kamera vor, als wolle er in den Betrachter hineinkriechen, droht, brüllt, geifert. Bricht in lautes Lachen aus. Grinst hämisch. Er verkündet nicht einfach nur all die Grausamkeiten, die ihm Allah angeblich aufträgt. Er genießt sie mit jeder Geste. Diese Videos machen auf eine befremdliche Weise

Angst, selbst wenn man sie im Büro im fernen Deutschland anschaut. Shekau will nicht wie ein Imam wirken. Er inszeniert sich als Hexer.

SADIYA: Sie scheuchten uns zurück in unser Dorf. Zu Hunderten trieben sie Frauen und Kinder ins Tal hinab. Am nächsten Morgen trieben sie uns auf dem Platz vor der Moschee zusammen. Dort zwangen sie alle, sich zum Islam zu bekennen, auch die, die bereits Muslime waren. »Euer Islam ist nicht unser Islam«, sagte ein Emir von Boko Haram. Emir sagen sie zu ihren Führern. Für mehrere Tage hielt man uns im Dorf gefangen. Wir durften nach Hause, aber nicht auf die Felder. Die meisten Männer waren in den Busch geflohen. Sie fliehen nicht mit den langsameren Frauen, weil es heißt, Boko Haram tötet die Männer ohne Gnade.

TALATU: »Betet!«, befahlen sie uns. Und wir beteten auf dem Platz vor der Moschee. Wir waren zu Hunderten. »Ihr betet nicht richtig!«, schrien sie uns an. Sie sagten, wenn man sich vornüberbeuge, dann nicht nur ein bisschen, sondern so, dass der gesamte Oberkörper im Staub liegt. Sie sagten, wir seien bisher keine richtigen Muslime gewesen. Am zweiten Tag schnitten sie zwei Männern vor unseren Augen den Kopf ab. Die waren Christen. Der eine war ein Bauer, der andere der Hufschmied. Beide weigerten sich, Muslime zu werden. Der Hufschmied schrie: »Es gibt doch nur einen Gott! Unser Gott ist euer Gott!«

SADIYA: Sie führten neue Regeln ein. Wir Frauen durften nicht mehr Wasser holen, das war jetzt Sache der Kinder. Ich durfte nicht mehr auf dem Markt arbeiten. Sie plünderten unsere Vorräte. Jeden Nachmittag mussten wir vor die große Moschee zum Islamunterricht. Nach drei Wochen verkündete dort einer der Emire: »Morgen beginnen wir damit, euch an gute Muslime zu verheiraten!« Jede Frau, deren Ehemann nicht binnen eines Monats erscheine, werde verheiratet. Alle Frauen von Duhu mussten zu dieser Verkündung kommen. Talatu stand neben mir. Sie haben die Frauen in drei Kategorien eingeteilt: alte Frauen, mittelalte Frauen, junge Frauen. Ich fragte den Emir: Wollt ihr auch Mädchen im Alter meiner Tochter verheiraten? Der antwortete mir: Der Prophet Mohammed hat ein siebenjähriges Mädchen zur Frau genommen. Ich sagte nichts mehr. Bei Boko Haram gibt es einen Moment, da weißt du, du musst schweigen.

TALATU: Ich wollte noch niemanden heiraten. Ich rief: Ich werde nicht heiraten! Ich flehte: Bitte lasst uns nach Hause.

SADIYA: Wir Mütter im Dorf beschlossen in der nächsten Nacht, noch einmal zu fliehen. Um unsere Mädchen zu schützen. Wir kamen wieder nach Pellum in das Vorgebirge. Doch die Christen hatten dort das Dorf mittlerweile mit einer Barrikade abgeriegelt. Sie hatten ein altes Jagdgewehr und viele Speere. Sie sagten, sie würden uns töten, wenn wir ihr Dorf beträten. Viele von Pellum waren bereits von Boko Haram umgebracht worden. Auch die andere Richtung, in die wir aus dem Dorf hätten fliehen können, haben Christen blockiert. Wir hatten gehört, dass sie dort flüchtenden Muslimen auflauern und sie im Fluss ersäufen. Wir hatten keine Wahl. Also gingen wir in unser Dorf zu Boko Haram zurück.

Am nächsten Morgen haben sie die meisten Frauen von Duhu auf zehn Lastwagen geladen. Talatu und ich standen beide auf der Ladefläche des dritten Trucks. Man sagte uns nicht, wohin es geht, aber auch so wussten wir es alle. In den Wald.

Frauen sind für Boko Haram die Währung, mit der sich seine Führer die Gunst ihrer Untergebenen erkaufen. Die Emire entscheiden, wer sich mit wem fortpflanzen darf. Frauen sind für sie bloß Gefäße für die eigenen Gene. Sie wollen Kinder, die vollkommen im Geist ihrer Bewegung aufwachsen.

Die Logistik der massenhaften Vergewaltigungen stützt sich auf ein Netz aus Sammellagern, die die Sekte in den Dörfern unterhält. In ihnen werden oft Hunderte Frauen eingepfercht. Häufig befinden sich die Sammellager noch in den Heimatorten der Entführten. Sie dienen dazu, die Frauen zu sichten, gefügig zu machen und im Islam zu unterrichten. Nach Bedarf werden die Frauen zwischen den Sammellagern hin und her verschoben. Für Mädchen, die als Selbstmordattentäterinnen ausgewählt wurden, gibt es gesonderte »Ausbildungszentren«. Erleidet Boko Haram eine Niederlage, werden die Frauen auf dem Rückzug im Kriegstross mitgenommen. Man räumt die Sammellager und verschleppt die Frauen in den Wald. Die Glücklicheren werden auf Lastwagen transportiert. Andere, mit denen wir sprachen, wurden auf Todesmärsche geschickt. Die Frauen voran, ihre Kinder ganz zum Schluss, dazwischen die Kämpfer. So schützen diese sich vor Luftangriffen. Die Frauen erzählten, dass immer wieder

Kinder in der Hitze kollabierten. Die Kämpfer zwangen die Mütter, weiterzumarschieren, während ihre Kinder liegen blieben und starben.

Fünf Tore führen in den Sambisa. Die Eingänge sind mit Seilen versperrt, an denen Metalltafeln mit arabischen Ziffern hängen. Offiziell ist das Gebiet ein Nationalpark, doch die letzten Ranger sind vor Jahren geflüchtet. Auch die Dörfer am Rand des Sambisa sollen verlassen sein. Es gilt als todbringend, dem Wald zu nahe zu kommen.

SADIYA : Die Zweige der Bäume peitschten uns, als wir in den Wald fuhren. Beim Vorbeifahren zerstörte der Wagen die Nester wilder Wespen, die uns dann stachen. Der Wagen stoppte, da, wo der Weg sich zu einem Pfad verengte. Wir mussten absteigen. Eine Stunde sind wir gelaufen, in einer langen Kolonne.

TALATU: Wir kamen zu einer Gruppe alter Bäume. Unter ihnen lagerten überall Frauen und Kinder. Diesen Ort nennen sie das Lager »Tor Nummer 1«. Das Blätterdach ist hier so dicht – wenn es regnet, merkst du das nicht. Die Kämpfer haben mir und meiner Mutter einen Baum zugewiesen. Ein Baum gilt im Lager so viel wie ein Haus. Es war immer kalt und nass. Wir lagen im Unterholz wie in einer Höhle. Ich glaube, deswegen haben wir jetzt auch diesen schlimmen Husten.

SADIYA: Ich hatte Angst vor diesem Baum. Es gab so viele Schlangen in ihm. Wir brachen Äste ab, bedeckten mit ihnen den Boden, legten darauf die Kleider. Bei uns lebte noch eine zweite Familie, Amina und ihre zwei Kinder. Amina hatte schon auf der Anfahrt die ganze Zeit Durchfall gehabt. Sie ging abends einige Meter in den Wald, um sich zu erleichtern. Einmal brauchte sie sehr lange, deshalb ging ich sie suchen. Da sah ich sie auf dem Boden liegen. Eine Schlange hatte sie gebissen. Im Sambisa gibt es fliegende Schlangen, die springen von Ast zu Ast. Ich schleppte Amina zurück zum Baum und kümmerte mich die Nacht über um sie. Sie begann aus den Ohren und der Nase zu bluten. Am nächsten Morgen war sie tot. »Kümmere dich um meine Kinder«, sagte sie, bevor sie starb. Ich versprach es ihr. Amina hatte einen Jungen, der vier war, und ein Mädchen, das fünf war. Die Kämpfer nahmen ihre Leiche mit. Sie nahmen auch die Kinder mit. Was sie mit ihnen taten, weiß ich nicht. Ich bitte Amina im Traum oft um Verzeihung, dass ich mein Versprechen nicht halten konnte.

Das Camp im Wald wurde von Boko Haram in zwei Hälften geteilt. Im vorderen Teil des Lagers, so berichten die Verschleppten, schliefen die gekidnappten Frauen mit ihren Kindern. Die Entführer hatten den Einwohnern jedes Dorfes eine eigene Sektion zugewiesen, um sie von den Bewohnern anderer Dörfer zu separieren. Sie standen unter Aufsicht der Jüngsten der Boko-Haram-Kämpfer. Viele von ihnen nicht älter als 13 Jahre. Sie bewachten die Entführten mit Äxten und Macheten. Im hinteren Teil des Camps wohnten die Ehefrauen, die sich Boko Haram und seinen Kämpfern freiwillig angeschlossen hatten. Frauen vom Stamm der Kanuri. Dieser Stamm bildet das Rückgrat der Sekte. Auch Yusuf und Shekau gehören ihm an.

Die Kanuri sind die Nachkommen eines Volkes, dessen Reich sich einst von den Oasen Libyens bis nach Kamerun erstreckte. Es bestand mehr als 2000 Jahre und erlosch erst, als das Gebiet 1893 unter Deutschen, Briten und Franzosen aufgeteilt wurde. Doch auch unter dem Regime der Kolonialstaaten schafften es die Kanuri, ihre Identität zu bewahren. Lange verhinderten sie den Bau von Schulen und Universitäten. Darunter leidet jetzt die wirtschaftliche Entwicklung. Von Boko Haram erhoffen sich viele Kanuri nun die Rückkehr zu alter Größe.

Am Rande der Lagerhälfte, die den Kanuri vorbehalten war, stand das einzige feste Gebäude des Camps. Die Unterkunft von Abubakar Shekau. Dach und Wände, erzählen die Frauen, waren aus glänzendem Wellblech. Silberne leuchtete es im Zwielicht des Waldes. Keine der Frauen, mit denen wir sprachen, hat den Anführer selbst je gesehen. In der silbernen Hütte wohne er nur bei seinen Besuchen im Lager. Sein eigentliches Versteck befinde sich tiefer im Wald. Shekaus Tod wurde schon oft vom nigerianischen Militär verkündet. Tatsächlich ist unklar, ob er noch lebt oder ob seine Rolle mittlerweile von Doppelgängern ausgefüllt wird.

Mythen ranken sich um Shekau. Legenden, die sich nicht aus dem Islam speisen, sondern aus einer Zeit lange davor. Shekau besitze magische Kräfte, glauben seine Anhänger. Er habe die Macht, sich unsichtbar zu machen. Die Entführten soll er mit einem Zauber an diesen Wald binden. Zwei Plastikstühle standen vor der Wellblechhütte, die einzigen, die es im Camp gab. Sie wirkten wie zwei Throne, für König und Königin. Der eine, gelb und größer, war für Shekau reserviert. Der andere, grün, kleiner, für seine Frau.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SADIYA : Sie schlief immer in seinem Haus. Sie war um die 40, nicht so jung wie die Frauen der Kämpfer. Es gab Wächter, die nur für sie und das Haus zuständig waren. Zwei der entführten Mädchen aus dem Internat in Chibok waren ihr als Dienerinnen gegeben worden. Die Chibok-Mädchen kochten für sie, wuschen ihre Sachen. Shekaus Frau selber hat man nur dann in der Küche gesehen, wenn Shekau zu Besuch war.

TALATU: Wir standen im Lager immer gegen vier Uhr morgens auf. Es gab nur etwas zu essen, wenn Boko Haram in den Dörfern genügend geplündert hatte. An vielen Tagen gab es nichts. Gegen zwei Uhr nachmittags kamen zwei Chibok-Mädchen zu uns. Ich weiß noch ihre Namen. Die Kämpfer haben sie bewacht. Die Mädchen haben uns Islamunterricht gegeben. Sie waren sehr streng. Sie schlugen uns mit Plastik- kabeln auf den Rücken, wenn wir nicht vorlesen konnten. Sie lebten in einem Lager noch tiefer im Wald, bei Shekau. »Wir wurden auch entführt wie ihr«, haben sie gesagt. »Aber findet euch damit ab. Ihr verrichtet hier das Werk Gottes.«

Mit der Entführung der Mädchen aus dem Internat wollte die Sekte den Staat demütigen. Chibok war ein Symbol des Fortschritts in einer rückständigen Region. Nur wenige Mädchen besuchen im Nordosten Nigerias eine Schule. Meist investieren die Eltern ihr wenig Geld in die Ausbildung der Jungen. Die Schülerinnen des Provinzinternats waren Pionierinnen. Sie hatten in der Region eine Vorbildfunktion. Die will Boko Haram nun für sich umdeuten: Aus den Chibok-Mädchen versucht die Sekte ihre gelehrtsten Schülerinnen zu machen. Gefügige Sklavinnen. Im System der Sekte sind sie die Palastdienerinnen. Der Besitz eines Chibok-Mädchens ist zu einem Statussymbol geworden.

SADIYA : An unserem zweiten Tag im Lager wurde ich an einen Kämpfer verheiratet. Einer der Stellvertreter von Shekau kam zu mir, er brachte einen Mann mit. Er zeigte auf mich und sagte zu dem Mann: »Das ist die Frau, die du heiratest.« Beide Männer lächelten dabei, aber ich hatte entsetzliche Angst! Die Männer hielten in der Moschee des Lagers eine Zeremonie ab, bei der ich nicht dabei war. Von der Zeremonie hat mir einer der Kämpfer erzählt, der mir das Brautgeld gab. Das waren 2000 Naira (neun Euro). Der Mann, den ich heiraten musste, hieß Ali. Er war in meinem Alter. Er sprach Kanuri. Er sagte mir später, vor dem Krieg sei er ein Koranschüler gewesen,

einer von denen, die auf den Straßen betteln müssen. Manchmal redeten wir ganz normal, und dann wieder fühlte ich nur Hass auf diesen Mann.

Er zog zu uns unter unseren Baum. Ich tat alles, was der Mann von mir wollte. Wenn du nicht mit ihnen schlafen willst, melden sie dich dem Emir. Ich habe oft vortäuscht, krank zu sein, um nicht bei ihm sein zu müssen. Ich kenne eine Frau, die sich weigerte, Sex zu haben. Sie sagte, sie wolle eine ordentliche Hochzeit und nicht dieses jämmerliche Ritual im Wald. Ich habe gesehen, wie sie diese Frau zu Shekaus Hütte brachten. Und wie sie ihre Leiche wenig später weggetragen haben. Sie hatte mir erzählt, dass sie schon zwei Kinder habe. Jetzt wolle sie keine mehr, weil sie bei der letzten Geburt fast gestorben wäre. Sie hieß Aischa und war aus dem Dorf Gubla. Ihr Mann war Maurer.

TALATU: Ich wurde an den Hilfslehrer verheiratet. Ich weiß nicht mehr genau, wann. Der hat uns im Unterricht besonders hart geschlagen. Ich wurde von meiner Mutter getrennt und in das Lager »Tor 2« gebracht. Ich weiß nicht mehr, wie er aussieht. Ich kann mich nicht erinnern. Ich habe schon fast alles vergessen. Ich hatte Glück. Er konnte mir nichts tun.

Talatu will sich an nichts erinnern, und wir fragen nicht mehr nach.

Im Juni 2015, als Sadiya und Talatu die Flucht gelang, trat das Militär Nigerias zur Gegenoffensive an. Erst die Kampfkraft von vier Armeen drängte die Sekte zurück: Truppen aus dem Tschad griffen in Nigeria mit ein, Truppen aus dem Niger und aus Kamerun. Nigeria selbst heuerte angeblich Hunderte Söldner aus Südafrika und Israel an. Die USA unterstützten den Angriff durch Drohnen. Eine Ortschaft nach der anderen konnte die Allianz zurückerobern, doch am Waldrand kam der Vormarsch ins Stocken. Die Armee beschränkt sich seither auf Luftangriffe und einzelne Vorstöße am Boden. Bei einer dieser Operationen konnten Sadiya und Talatu entkommen – in Sicherheit sind sie deshalb noch nicht.

SADIYA : Ich bin schwanger und will das Kind bekommen. Ich will es nicht töten. Ich will mich nicht schuldig machen. Viele Leute raten mir zur Abtreibung. In meinem Dorf kamen Männer der Selbstverteidigungsmiliz zu unserem Haus und sagten: Wenn es ein Junge wird, werden wir ihn töten, weil der Junge später auch ein

Boko-Haram-Kämpfer werden wird. Das ist es, was sie sagen. Sie sagen, ich habe mit Boko Haram gelebt. Sie sagen, mein 13-jähriger Halbbruder kämpft mit Boko Haram. Und das stimmt. Boko Haram hat ihn auch aus Duhu entführt und ihn gezwungen zu kämpfen. Ich habe die Chibok-Mädchen gefragt, ob sie wissen, wo er ist. Und sie sagten, ja, die Männer haben ihn in ein Trainingscamp geschickt. Jetzt behaupten sie in meinem Dorf, ich sei eine von denen. Ich habe mich beim Militär über die Miliz beschwert. Der Armeeposten im Dorf unterstützt mich. Denn es gibt im Dorf viele Frauen wie mich. Aber der Chef der Miliz kam dann noch einmal zu mir und erklärte: Das Militär wird bald abziehen. Aber wir bleiben, was soll ich jetzt tun?

(Langes Schweigen, Sadiya schaut zu Boden.)

Ich weiß es nicht.

Die Generäle lassen die Camps im Wald rücksichtslos bombardieren. Obwohl sie wissen, dass ein Großteil der Lagerbewohner Frauen und Kinder sind. Immer wieder feiern sie sich selbst in ihren Erfolgsmeldungen, erneut Mädchen und Frauen aus dem Wald geholt zu haben. Und ihre Angriffe verhelfen wirklich vielen Gefangenen zur Flucht. Doch sie töten dabei mehr Menschen, als sie befreien.

Batula, 38 Jahre, ist eine Cousine von Sadiya. Eine Frohnatur, die gern lacht. Ihr Mann bewirtschaftete eine Plantage und beschäftigte mehrere Feldarbeiter. Batula verkaufte rote Bohnen, Reis und Mais auf dem Markt in Gubla, einem 10 000-Einwohner-Ort. An ihrer Brust stillt sie einen zwei Wochen alten Säugling. Sie wurde schwanger, kurz bevor sie von Boko Haram entführt worden ist. Batulas Mann ist bis heute verschollen, ebenso ihre älteste Tochter. 17 ihrer Verwandten sind bisher ums Leben gekommen, getötet von Boko Haram oder vom Militär.

Rabi ist Batulas Zweitälteste, 13 Jahre. Eine ganz Zarte. Sie schläft viel während der Gespräche oder liegt auf dem Boden und starrt vor sich hin. Batula lebte neun Monate lang im Lager »Tor 1«, wenige Bäume von ihrer Cousine Sadiya entfernt. Von der Mutter getrennt, wurde Rabi im Lager »Tor 2« gefangen gehalten, wo sie Talatu in der Koranschule sah, aber nicht mit ihr reden durfte.

BATULA : Ich wusste nicht, ob Rabi noch lebt, bis zu dem Morgen, als die Jets unser Lager angriffen. Die Bomben fielen, kurz nachdem ich aufgewacht war. Sie fie-

len hinter mir und vor mir, die Bäume brannten. Ich kann mich an drei Helikopter und zwei Kampffjets erinnern. Die meisten Kämpfer waren nach den ersten Einschlägen aus dem Camp geflohen. In dem Durcheinander lief plötzlich Rabi auf mich zu. Sie kam aus dem Lager »Tor 2« und suchte mich. Es waren fast nur noch Frauen und Kinder im Lager. Es starben so viele. Wir Frauen aus Gubla flohen in einer Gruppe. Ich sah zwei Kinder mit verbrannter Haut. Es waren die Kinder einer Freundin von mir. Sie waren 10 und 14 Jahre alt, zwei Jungs. Sie lebten noch, sie lagen auf der Erde. Ich versuchte, sie anzufassen, um sie mitzunehmen, aber ich wusste nicht, wo ich sie festhalten sollte. Da war keine Haut mehr! Oh mein Gott, wie sie schrien. Du hättest hören sollen, wie sie geschrien haben. Ihre Mutter stand neben mir. »Mama!«, riefen sie. »Mama! Nimm uns mit!«

Ihre Mutter ließ die Kinder zurück. Sie hatte noch drei weitere bei sich. Was hätte sie tun sollen? Wir rannten durch das brennende Camp, in das immer noch Bomben fielen. Die Hubschrauberpiloten haben auf alles geschossen, was sich bewegte. Ich sah so viele Tote. So viele sind durch die Bomben gestorben. Ich sah die Frau meines Cousins, Jumba aus Gubla, tot. Ihre Brust war gespalten.

Ich ließ auch meinen Vater zurück, er war schon alt. Er konnte nicht mehr alleine aufstehen. Als der Luftangriff begann, versuchte er, auf die Beine zu kommen, fiel aber wieder hin. Er versuchte es wieder, die Beine knickten ihm ein. Mit einem Mal begann er zu weinen, und ich weinte auch. »Vater«, sagte ich, »wir müssen jetzt gehen, und ich kann dich nicht tragen. Bitte vergib mir. Ich muss jetzt gehen.« Er sagte nichts. Er saß da und weinte.

Wir rannten in die Himmelsrichtung, in der wir den Süden vermuteten. Im Süden liegt unser Dorf. Dreißig Frauen und Kinder – wir brachen einfach so ins Unterholz hinein. Du musst im Wald die Pfade meiden, da begegnest du denen von Boko Haram. Ich hatte fünf Kinder dabei, darunter Rabi, die größte, Moussa, elf, Zahra, sieben, Alhaji, vier, und Adamu, der ist drei Jahre alt. Fünf Tage flohen wir durch den Wald. Am Nachmittag des ersten Tages kamen wir an einen großen Fluss. Sein Wasser war ganz dunkel. Ich nahm einen Stock und tastete nach dem Grund. Er war zu tief! Wir hatten doch die Kinder dabei! Also wanderten wir am Ufer entlang, um eine Furt zu finden. Aber da wuchsen überall Büsche mit Dornen. Furchtbaren Dornen mit Widerhaken.

Du bekommst sie nur schwer wieder aus dem Fleisch. Nach einer Weile haben wir alle geblutet. Rabi und ich sind immer noch übersät mit den Narben der Dornen.

Durch den Fluss bin ich mit Zahra und Moussa, ich hielt sie fest an ihren Händen. An meinen Hidschab klammerte sich Rabi, die wiederum Adamu auf dem Rücken trug. Das Wasser reichte uns bis zur Brust. Einmal drohte ich mit den Kindern unterzugehen, doch ich konnte mich an einem Ast festhalten. Die Kleinen schluckten Wasser. Sie hatten solche Angst.

RABI, mit stolzer Stimme: Ich kann schwimmen. Ich kann mich über Wasser halten, auch wenn es tiefer ist, als ich groß bin. Wir mussten viele Flüsse überqueren, dieser war der tiefste. In der Strommitte kam uns eine große Schildkröte entgegen. Ich erschrak sehr, ich wusste nicht, ob sie beißt!

Ich ging bei uns in Gubla in die fünfte Klasse. Ich war die Zweitbeste. Ich mochte unsere Schule nicht so sehr. Die meisten anderen Lehrer kamen zu spät oder gar nicht. Dann spielten wir auf dem Boden im Klassenzimmer. Am liebsten spielte ich mit meinen Freunden Bilkis und Ijafari. Ich vermisse sie sehr.

Der Mann, den sie mir im Wald gegeben haben, hieß Malam Umar. Er war um die 20. Er hat sich Boko Haram angeschlossen, als er selber noch ganz klein war. Sie hatten seine Heimatstadt Maiduguri erobert, wo er Koranschüler war. Seine Mutter starb, als er noch ein Kind war, hat er gesagt. Er trug einen Turban, er hatte ein Motorrad und ein Gewehr. Er arbeitete an einem Kontrollposten am Eingang des Lagers. Er war oft zornig. Er schlug mich mit einem Keilriemen. Jeden Morgen. Immer, wenn ich ihm sagte, ich wolle heim zu meiner Mama. Er mochte das Essen nicht, das ich kochte.

Sie beginnt zu weinen. Wir unterbrechen das Interview, schlafen etwas, essen dann, schweigen.

BATULA : Am zweiten Tag unserer Flucht kamen wir an die Sümpfe. Jeder Schritt ist eine Qual. Mein Sohn Moussa wurde nachts von einem Skorpion gebissen. Er schrie so laut. Wir hatten Angst, Boko Haram würde uns hören. Der Skorpion hatte ihn zweimal gestochen, einmal am Hoden, das andere Mal am Rücken. Ich habe noch nie so große Skorpione gesehen. Am Nachmittag des zweiten Tages erreichten wir eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gruppe von Bäumen, unter denen tote Menschen lagen. Ich kann nicht mehr sagen, wie viele. Die meisten davon waren Frauen. Vielleicht sind sie einfach auf der Flucht verhungert. Ich sah eine Frau aus Gubla auf dem Boden, sie lag auf dem Bauch, als würde sie schlafen. Ich dachte, sie lebt noch. Ich habe mich zu ihr heruntergebeugt und sie angefasst. Aber der Körper war kalt und klamm. Es war Avva, die bei uns auf dem Markt Bohnenkekse verkauft hatte. Eine ältere Dame. Sie war verkrüppelt geboren. Sie liebte Kinder. Alle Kinder wollten bei ihr kaufen, weil sie ihnen immer einen Keks umsonst gab.

RABI: Ich hatte beim Weglaufen die ganze Zeit Angst, dass der Mann mich findet. Der, den sie mir im Wald gegeben hatten. Er ist ein böser Mann. Er sollte den Kopf abgeschnitten bekommen. Er hat mir gedroht, mich zu töten, wenn ich wegrenne. Ich habe gesehen, wie er tötet. Er war dabei, als sie im Camp fünf Gefangene hingerichtet haben. Drei Männer und zwei Frauen. Sie sollen Ehebruch begangen haben. Sie wurden bis zum Hals in die Erde eingegraben. Den Männern hatte man die Augen verbunden, den beiden Frauen nicht. Dann bewarf mein Mann sie mit Steinen.

Die Frauen starben schnell. Die Männer brauchten länger, bis sie tot waren. Bei einem brach das Gehirn aus der Schädelschale. Ich sah ihn noch ein weiteres Mal töten. Sie hatten zehn Christen aus Michika gefangen. Zwei haben sie erschossen und die anderen acht vor aller Augen geköpft. Mein Ehemann band ihnen die Hände und knotete ihnen Stoffetzen über die Augen. Ich sah, wie er zweien den Kopf abschnitt. Er schwitzte und war ganz aufgeregt, als er später zu unserer Schlafstelle kam. Das war eine Art Raum aus schwarzen Plastikplanen. »Das Gleiche werde ich mit dir machen, wenn du wegrennst«, sagte er. In dieser Nacht zwang er mich, ihn zu erdulden. Er sagte, er vollführe den Willen Gottes.

BATULA: Wir haben immer nach der Sonne am Himmel gesucht. So haben wir uns orientiert. Am vierten Tag wurden die Sümpfe trockener und die Bäume lichter. Als wir den Waldrand erreichten, mussten wir Wasser finden. Wir hatten solchen Durst. Dabei haben wir das Wasserloch gefunden. Es war voller Leichen. Die meisten davon Männer. Jedenfalls hatten sie Männerkleidung an. Das müssen hundert gewesen sein. Ich weiß nicht, wer diese Menschen waren und wer sie getötet hat.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

RABI: Wir sind über Pfade und kleine Wege durch die Savanne gelaufen, bis wir schließlich zu einem Dorf kamen, wo die Armee war. Die Soldaten haben uns dann mit Lastwagen zurück nach Gubla gefahren, in unser Dorf. Aber da konnten wir nicht bleiben. Die meisten Häuser waren ausgebrannt, auch unseres. Meine Kleider hatten sie auch angezündet. Sie lagen auf einem Haufen auf dem Boden. Das Dach hatte ein Riesenloch. Wir haben es mit einer Plastikplane abgedichtet und sind dann wieder gegangen. Nach Gulak, wo meine Tante wohnt. Ein paar Tage später hat Mama dort das Baby bekommen. Das ist von unserem Papa. Es ist ein Junge und heißt Buba. Er hat lustige Ohren.

Das Land, in das die Entführten zurückkehren, ist kaum mehr bewohnbar. Die Gotteskrieger haben Leichen in die Brunnen geworfen, und auf ihrem Rückzug haben sie die Brücken gesprengt. Die Regenzeit wird jetzt ganze Gebiete für Monate isolieren, weil die Flüsse nicht mehr passierbar sind. Das Ausmaß der Schäden ist so enorm, dass Amnesty International es mithilfe von Satellitenbildern ermittelt. Boko Haram vernichtete aber nicht nur Gebäude, sondern auch das gesellschaftliche Gewebe. Keine Region der Welt ist so reich an Sprachen und Stämmen. Ihre Beziehungen zueinander sind komplex und fragil. Boko Haram hat das Gleichgewicht unter ihnen zerstört. Viele lokale Rachekriege überziehen jetzt zusätzlich den Nordosten Nigerias. Hunderte Menschen fallen ihnen zum Opfer.

In den Bergen über Gubla liegen die Dörfer der Geistergläubigen, der Traditionalisten, wie die Anthropologen sie bezeichnen. Die Einwohner dieser Sukur genannten Gegend glauben nicht an Allah, sondern an Zhigal. Sie glauben an Sakur-yum, den Regengott, an Piss, den Gott der Sonne, an Maila, den Gott der Sterne. An geheimen Schreinen auf den Spitzen von Hügeln und Bergen beten sie ihre Götter an, seit Jahrtausenden. Die Unesco in Paris erklärte Sukur vor einigen Jahren zum Weltkulturerbe. Für die Bewohner von Gubla, das mit seinen fruchtbaren Plantagen an einem Fluss liegt, waren die Berge bisher ein Reservoir an billigen Feldarbeitern. Für Boko Haram sind die Menschen von Sukur schlicht Heiden. Sie zündeten deren Heiligtümer und Fetische an. Zwangen die Priester, sie zu den Schreinen zu führen, und zerstörten sie. Die Unesco hatte von der Vernichtung der Schreine Sukurs bisher keine Kenntnis, erst

durch die Recherchen des ZEITmagazins wurde sie darauf aufmerksam. Auch für die Unesco ist der Norden Nigerias weit weg.

Wie die Taliban in Afghanistan und der »Islamische Staat« in Syrien und im Irak versucht auch Boko Haram, alle Spuren der Vergangenheit zu tilgen, die nicht islamisch sind. Nach Angaben des Chiefs, des traditionellen Oberhauptes von Sukur, verschleppte Boko Haram 4000 Menschen, 40 Prozent der Bevölkerung. Als die Boko-Haram-Kämpfer in Sukur einfielen, töteten sie 400 Einwohner. »Muslime sind keine guten Menschen«, sagt der Chief heute, nachdem das Militär in der Gegend wieder die Oberhand gewonnen hat. »Jeder Muslim, der ungebeten nach Sukur kommt, wird an der Ortsgrenze getötet.« Viele aus Gubla, unten im Tal, hätten sich Boko Haram angeschlossen. Nachdem das Militär die Sekte vertrieben hatte, nahmen die Menschen von Sukur an den Einwohnern von Gubla furchtbare Rache.

BATULA : Unser Dorf ist nicht von Boko-Haram-Kämpfern so zerstört worden. Die haben auch viel zerstört, aber nicht das meiste. Die Männer aus Sukur haben Gubla in Brand gesteckt. Sie haben alle Männer, die sie gesehen haben, einfach erschossen. Bis zu 40 Männer von uns haben sie getötet. Sie haben ihre Frauen und Kinder ins Tal gebracht, um unsere verlassenen Häuser zu plündern. Ich habe gehört, dass der Chief sie irgendwann zurückgerufen hat. Jetzt bewachen unsere Männer das Dorf. Sie haben eine Miliz gegründet. Sie sind mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Aber sie bleiben nur tagsüber. Wenn die Sonne untergeht, verlassen sie das Dorf und fahren nach Gulak. Es wohnt niemand mehr in Gubla. Nicht einmal Diebe. Denn nachts kommen die Männer von Boko Haram wieder aus dem Busch.

Wir leben jetzt bei meiner Tante in Gulak, 20 Kilometer von Gubla entfernt, auch in Gulak ist es nicht sicher. Sieben aus meiner Familie wurden vergangene Woche von Boko-Haram-Kämpfern erstochen, als sie nachts zu Hause schliefen. Ich habe große Angst, dass sie sich auch an mir rächen. Aber ich weiß nicht, wohin. Ich vermisse die, die noch im Wald sind, meinen Mann und auch meine älteste Tochter. Ich weiß nicht, ob sie leben oder tot sind. Welches Schicksal hat Gott für sie vorgesehen? Ich bin aus dem Sambisa geflohen, und trotzdem denke ich dauernd an ihn. Shekau hat uns verhext. Das haben sie uns im Wald gesagt: Shekau findet dich überall. Wenn es

ruhig ist um mich herum, ganz still, niemand redet, niemand etwas von mir will, bin ich in Gedanken wieder im Wald.

Das Militär schirmt das Kampfgebiet um den Sambisa ab und verhindert die Anwesenheit internationaler Beobachter. Es gibt Befürchtungen, die Generäle könnten eine ähnliche Taktik anwenden wie vor 40 Jahren, als die Armee das abtrünnige Biafra im Südosten Nigerias über Jahre aushungerte. Damals starben zwei Millionen Menschen, die Hälfte davon Kinder. Viele im Nordosten hoffen jetzt auf den neuen Präsidenten Muhammadu Buhari, der im März 2015 gewählt wurde. Er gilt als ehrlicher Makler. Auch er denkt in militärischen Kategorien. Aber nur mit Waffen wird sich die Sekte nicht besiegen lassen.

Die Frauen, die es aus dem Wald schaffen, bleiben fast ohne jede Hilfe – von psychologischer Betreuung ganz zu schweigen. Sie kehren in die Dörfer zurück, vermeiden Behördenkontakte, registrieren sich nirgendwo, um Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Einzelne Gruppen flog das Militär in den Süden des Landes, in sogenannte Entradikalisierungslager. Dort haben selbst die engsten Familienangehörigen keinen Zugang. Zu groß ist das Misstrauen gegen sie.

Agnes, 25 Jahre, vier Kinder, darunter ein Neugeborenes, ist am Vortag nach Yola geflohen. Vor einem Jahr hatte Boko Haram sie aus einem Dorf bei Gulak entführt. Agnes ist Christin, musste aber in Gefangenschaft zum Islam konvertieren. Sie trägt einen braunen Hidschab. Ihre Füße sind blutig und geschwollen. Sie hat Schmerzen im Unterleib, an denen sie seit der Geburt vor drei Monaten leidet.

AGNES : Ich bin mit 50 anderen Frauen geflohen, kam aber nur bis zu einem Dorf in der Savanne. Weil dann die Wehen einsetzten. Eine Familie dort hat sich um mich gekümmert. Sie halfen mir mit dem Kind. Sie war sehr schmerzhaft, die Geburt des Kindes, das mir dieser Mann gemacht hat. Aber ich hatte keine Wahl. Im Wald musste ich ihn heiraten. Sie haben die Frauen getötet, die sich geweigert haben. Ich habe es gesehen. Gleich in der ersten Woche, als sie mich verschleppten. Im letzten Dorf vor dem Wald, in Gwoza, hatten sie uns in den Hof des Schlachthauses geführt. Vor uns lagen 50 Frauen auf dem Hof. Sie lagen in fünf Reihen. Sie waren gefesselt, die Hände auf dem Rücken. Dann wurden von den Kämpfern andere Frauen hereinge-

führt, die Frauen von Boko Haram. Sie trugen schwarze Burkas. »Schaut zu«, rief ein Emir, »wie Frauen Frauen töten!« Hinter jede Gefangene trat eine der Burka-Frauen.

Eine der Gefesselten rief, sie bereue und sei nun doch zur Heirat bereit. Sie wurde losgebunden und nach draußen gebracht. Es waren dann nur noch 49 Frauen, die da lagen. Sie haben sie genau durchgezählt. Wir haben das aus der Entfernung angesehen. Die wollten nicht, dass wir näher kommen, damit wir keine erkennen und ihren Namen rufen. Einer hielt eine Rede, doch ich konnte ihn nicht verstehen. Dann gab er das Kommando, die Frauen zu töten.

Die Männer zeigten den Burka-Frauen, wie sie das Messer am besten führen. Ich kann mich an einen erinnern, der sich zu der Gefangenen hinunterbeugte, ihren Kopf nach unten drückte und ihr das Messer an den Nacken legte. Eine der Burka-Frauen wollte ihrer Gefangenen den Kopf von der Kehle her abschneiden, dann stirbt sie schneller, doch das verbot der Emir. Sie mussten vom Nacken her schneiden.

Die Frauen auf dem Boden haben sich gewunden und geröchelt. Es dauerte zehn Minuten, bis sie alle Köpfe abgetrennt hatten. Die Körper haben gezuckt. Alles Blut ist aus dem Hals gespritzt, dann wurden die Körper ruhig. Dann lagen sie da ganz still.

Ich habe meinen richtigen Mann verloren, als Boko Haram mein Dorf überfiel. Sie haben ihn erschossen. Ich habe seine Leiche gefunden und bei uns im Dorf begraben. Er war Christ, aber er hatte vier Frauen. Er wurde mal Muslim, dann wurde er wieder Christ. Er hat seine Religion häufiger gewechselt. Ich habe drei Kinder von ihm. Er war kein besonders guter Mann, aber auch kein besonders schlechter. Die Kinder sind jetzt vier, drei und zwei Jahre alt. Das Kind, das der im Wald mir gemacht hat, bekam ich vor drei Monaten. Ein Mann, der mir bei der Geburt geholfen hat, meinte, ich solle ihn Moussa nennen. Also nannte ich ihn Moussa, es ist mir egal. Es ist ein Name wie jeder andere. Soll er halt Moussa heißen.

Ich liebe das Kind nicht. Ich weiß, sein Vater hat die Verbrechen begangen, das Kind ist unschuldig. Nach der Geburt weigerte ich mich trotzdem, ihm Milch zu geben. Die im Dorf sagten: Sorge dich um das Kind, versündige dich nicht an Gott! Aber was für ein Mensch soll das werden? Auch meine anderen Kinder wissen, dass der Vater des Kleinen einer von »denen« war. Von denen, die ihren Vater, meinen Mann, um-

gebracht haben. Das Kind weint viel mehr als die anderen Kinder, als sie klein waren. Ich schaue es oft an und denke, ich muss doch was fühlen für dieses Kind. Aber ich fühle nichts. Ich hätte es töten sollen.

Der Raubzug von Boko Haram setzt sich immer noch fort. Während diese Zeilen entstanden, griffen Boko-Haram-Kämpfer das Dorf Chakamari im Norden Kameruns an. Sie erbeuteten 135 Menschen – die meisten davon Frauen.

Von Wolfgang Bauer

Eine Offensive drängte Boko Haram zurück, das Einflussgebiet der Sekte ist noch immer groß

* Alle Namen geändert. Talatu ist auf dem ersten Titel zu sehen, ihre Mutter auf dem zweiten

Clara, 16 Jahre alt, ist Christin. Die Schülerin wurde von Boko Haram gemeinsam mit 150 anderen Frauen und Mädchen in einem Haus eingesperrt. Nach vier Monaten konnte sie mit einigen anderen Mädchen fliehen, kurz vor ihrer Zwangsverheiratung

Agnes, 24, hat vier Kinder. Darunter dieses Neugeborene, das sie von einem islamistischen Kämpfer bekam, den sie im Lager heiraten musste. Sie ist Christin, wurde in Gefangenschaft jedoch gezwungen, zum Islam zu konvertieren. Den Hidschab trägt sie noch immer

Sakinah, 30, hat vier Kinder. Bei ihrer Entführung wurde sie von ihnen getrennt. Während ihrer zweimonatigen Gefangenschaft begegnete sie auch ausländischen Dschihadisten, darunter ein Weißer, der Fahrzeuge für Boko Haram reparierte

Lydia, 17, ist Christin. Die Schülerin war drei Wochen in Gefangenschaft von Boko Haram. Sie war bei einem Angriff eines Militärjets verletzt worden und lag in einem Lazarett der Terrororganisation, bis sie von Regierungstruppen befreit wurde

Cecilia, 25, ist die Halbschwester von Sakinah (Bild Seite 23). Sie lebte lange auf der Flucht im Busch, bis sie entführt und für zwei Monate gefangen gehalten wur-

de. Bei einem Angriff des Militärs auf das Camp am Rand des Sambisa-Waldes gelang ihr die Flucht

Rabi, 13, wurde im Wald mit einem 20-jährigen Kämpfer zwangsverheiratet. Sie sah mit an, wie dieser Mann Gefangene steinigte und köpfte. Er drohte, ihr das Gleiche anzutun, falls sie wegläufe. Ihr gelang die Flucht zusammen mit ihrer Mutter und ihren vier kleineren Geschwistern

Mary, 20, ist Christin. Sie wurde im selben Haus gefangen gehalten wie die 16-jährige Clara (Bild Seite 12/13). Nachdem Mary die Flucht gelungen war, glaubte ihr Vater lange, Boko Haram habe sie verhext. Mittlerweile hat die Familie sie wieder aufgenommen

Batula, 38, ist die Mutter von Rabi (Bild Seite 16). Batula wurde schwanger, kurz bevor sie entführt wurde. Sie war rund neun Monate lang in Gefangenschaft und konnte dann mit fünf ihrer Kinder fliehen. Ihr Mann und ihre älteste Tochter sind noch immer verschollen

Das Hosenanzugsgeschlecht

Franz Josef Wagners Behauptung, die Business-Frau sei keine richtige Mutter mehr, hat für Empörung gesorgt. Wir wollten wissen, ob er das wirklich so meint. Ein Hausbesuch

Von Dagmar von Taube, Die Welt, 01.08.15

Er ist der Briefeschreiber der "Bild", von manchen als "Gossen-Goethe" verehrt, von ebenso vielen gehasst. Letzte Woche erzürnte Kolumnist Franz Josef Wagner mit einem Brief - nicht zum ersten Mal - viele Frauen. Wagner schrieb: "Was ist aus unseren Müttern geworden? Sie sind Business-Frauen, sie trinken Smoothies, sie laufen sich das Fett ab. Sie sind wie Männer." Die Häme und Empörung im Netz waren groß: "#Wagneristirre"; "#gohomeopi". Über all das will und muss man auch mal mit ihm reden. "Aber doch nicht um elf Uhr", brummt er ins Telefon. So früh könne er nicht über Frauen sprechen - "das ist ein Abendthema", sagt Wagner und bittet zu sich nach Hause. Dort sitzt er unter dem ausladenden Dekolleté einer mitteljungen Frau an einem langen Holztisch. "Das ist Lebensfreude", erklärt er die Fotografie von Esther Haase an der Wand - und steckt sich noch eine Gitanes an. Kurz der Hinweis: Die Reporterin und der Kolumnist kennen sich seit 25 Jahren und duzen sich.

Die Welt: Liebst du Frauen, Franz Josef? Franz Josef Wagner:Nicht alle. Liebst du Männer mehr als Frauen?

Ich mag mehr Männer als Frauen. Ich kann mich besser unterhalten mit ihnen. Bei Männern bin ich mehr Mann. Frauen sind für mich hexenhafte Wesen. Ich habe mehr Angst vor ihnen als vor Löwen oder Dinosauriern.

Warum das?

Frauen, habe ich gehört, brechen einem das Herz. Sie können Männer in den Wahnsinn treiben. Ich habe mich immer gefürchtet vor dieser Art Frauen, die einem den Sinn nehmen, dass du dich nicht mehr erkennst. Denn das ist ja das Dumme, wir Männer suchen immer den Spiegel: Wer bin ich? Bin ich stark, akzeptiert, bin ich ein Mann.

Frauen, sagst du, sind auch verantwortlich für die sinkende Geburtenrate - und hast ihnen letzte Woche in deiner Kolumne vorgeworfen, Karriere zu machen, statt Kinder zu bekommen, zu vermännlichen und nur an sich zu denken. Was hast du gegen Frauen in Führungspositionen?

Halt, ich habe gar nichts gegen sie. Aber so kann man mich auch nicht interviewen. An so Planetenfragen gehe ich nicht ran.

Du hast die Fragen aufgeworfen. Wir haben mehr Tote als Babys in Deutschland, hast du geschrieben. Und werden jedes Jahr um 200.000 Menschen ärmer, weil Frauen in Büros gehen, Anzüge tragen, Smoothies trinken und sich ihr Fett abtrainieren, statt Mütter zu sein. Kannst du die Aufregung im Netz verstehen?

Nein. Keine Ahnung, was da draußen los ist! Warum erweckt dieser kleine Artikel so viel Aufruhr? Ich habe einen Brief geschrieben, der sich an die Vermännlichung der Frauen richtet. Ich mag Frauen in Führungspositionen, kluge, studierte Frauen. Aber sie haben diese Gender-Welt längst überschritten. Sie sind das dritte Geschlecht: das Hosenanzuggeschlecht. Was mich aufregt ist einfach dieses Management-Baby. Das Management-Baby all dieser durchperfektionierten, Kinder gebärenden Karrierefrauen, die ihre Babys wie Hermès-Handtaschen herumtragen, mit wunderbar trainierten Armen, an denen kein Fett hängt. Die vorgeben, alles zu schaffen. Ob sie arbeiten gehen, Fitness machen - sie tun es nur noch für sich. Das Baby ist nicht mehr das Baby, so wie ich es erlebte, als ich ein Baby war.

Ich bin Chefreporterin, kinderlos. Wirfst du mir all das auch vor? Bin ich eine schlechte Frau deshalb?

Ja. Zum Teil schon.

Was habe ich falsch gemacht im Vergleich zu dir? Was ist falsch daran, wenn ich wollte, was du wolltest: eine Ausbildung, arbeiten, Geld verdienen?

Ich bin kein Richter über Frauen, Frauen können machen, was sie wollen. Aber was euch Frauen ja unterscheidet vom anderen Geschlecht ist die Gottesgabe, Kinder zu kriegen. Ich kenne mich nicht aus mit Frauenkörpern, ich bin ein völliger Laie in diesen Dingen. Aber ich weiß, dass ihr ein Geheimnis habt. Du hast das Geheimnis in dir ignoriert. Es ist so, als hättest du den Schlüssel dazu weggeworfen. Du bist ein funktionierendes Jobwesen. Du bist in einen falschen Anzug geschlüpft. Du bist dir nicht treu geblieben als Frau.

Du willst, dass Mütter zu Hause bleiben, sich um die Kinder kümmern. Die klassische Rollenverteilung. Warum sollten Frauen dann überhaupt zur Schule gehen, studieren?

Das ist doch Quatsch. Nein, wir haben heute Frauen, die ein anderes Glück suchen vielleicht. Ich weiß nicht, wie viele Frauen noch kochen können, wo es noch das Abendbrot gibt, Vater, Mutter, Kind an einem Tisch. Ich weiß nicht, wie das möglich ist, wenn man eine Vorstandsvorsitzende ist, die einen Halbmarathon läuft, damit sie ihre Hüften schmaler kriegt. Ich weiß nicht, was für ein Glück da entsteht? Was für eine hektische Frau ist das? In was für ein Leben ist sie geraten? Ich frage mich, was das größere Glück ist: Doktor der Betriebswirtschaft zu sein oder Dr. Baby? Welche Frauen sind glücklicher: die Generation meiner Mutter oder die Smoothie-Zicken heute?

Jetzt mal ehrlich, Franz Josef, welche Zicke hat dir das Herz gebrochen?

Es geht doch hier nicht um mich. Wo sind die Babys? Es geht mir halt nur um die Babys!

Viele Frauen wünschen sich ein Kind, aber die Männer scheuen sich vor der Verantwortung.

Die Männer haben heute Angst vor Frauen. Sie sind ihnen fremd geworden und die Männer vielen Frauen zu dumm. Und je klüger ihr immer noch werdet, desto mehr Angst macht uns das. Die Natur ist gar nicht raffiniert: Ihr habt euch schwach gefühlt

in der Männerwelt - und so ergeht es uns jetzt. Mit dem Unterschied: Nur ihr habt das Becken für die Babys.

Wo warst du, als du Reporter, Chefredakteur warst - hast du dein Kind abends zugedeckt und es von der Schule abgeholt? Wer war bei ihm, wenn es nachts donnerte - die Mutter wahrscheinlich, oder?

Leider, ja. Und heute muss ich zugeben, dass es mich traurig macht, nicht genug da gewesen zu sein. Ich hätte mein Kind viel mehr beschützen müssen. Jetzt, wo ich Zeit mit meiner Enkelin verbringe, wird mir klar, was ich verpasst habe. Die Mutter hat es im Grunde allein gemacht.

Warum? Können nur Mütter trösten?

Ich war zu jung. Ich war 24, als ich meine Tochter bekam. Ich musste mich selbst erst erkennen. Natürlich habe ich mein Kind auch zugedeckt, aber ich war halt auch oft weg. Ich war Reporter im Jom-Kippur-Krieg, ich war in Vietnam. Ich habe meine Tochter aus Feuergräben angerufen und in argentinischen Telefonzellen gebrüllt: "Hey, ich bin gerade im Stadion. Hörst du die Leute?" Das war natürlich nichts für sie, sie war fünf. Irgendwann - das ist ganz abscheulich, was ich jetzt sage - konnten wir uns dann endlich einen Fernseher leisten! Gott sei Dank, habe ich gedacht, sie haben einen Fernseher und müssen nicht die Einsamkeit der Wände anstarren. Das hat mich beruhigt.

Wirklich?

Nun, ja, in meiner Zeit schoben Männer keinen Kinderwagen. Das war, wie die Handtasche einer Frau zu tragen. Wir haben uns um die soziale Sicherheit bemüht, die emotionale konnten wir nicht immer leisten.

Warum nicht? Warum habt ihr Väter eure Kinder verpasst?

Taube, ja ... Ich weiß keine wirkliche Antwort darauf. Wir haben mehr an uns gedacht.

Und nun forderst du Babys und hast selbst nicht mal Zeit für dein einziges Kind gehabt.

Ich weiß. Wenn ich heute, 2015, jung wäre, würde ich Elternzeit nehmen und in Teilzeit gehen, ganz klar. Aber es kann auch nicht sein, dass Frauen jetzt die Fehler ihrer Väter wiederholen. Schlimm genug, dass wir sie gemacht haben.

Okay, du würdest heute reduziert arbeiten - und dann?

Wie und dann?

Soll die Frau zurück an den Herd.

Das habe ich nie gesagt.

Beschreib doch mal, wie wäre deine Idealfrau? Wie wäre eine Mann-Frau-Gesellschaft, von der du träumst?

Ich mag natürlich keine mit einer Hexennase. Ich mag schon die schöne Frau. Die Frau von Brad Pitt? Nein. Ich will eine moderne Frau, aber keine Hero-Frau. Hero-Frauen kann man nicht umarmen. Sie tragen zu dicke Panzer. Ich will eine moderne, berufstätige, selbstbestimmte Frau, aber in einem veilchenblauen Kleid. Eine Hybridfrau sozusagen. Ich war Segler und hatte mit Freunden ein Segelboot. Wir gingen immer den Hafen entlang, um diese weiblichen Körper der Schiffe zu sehen. Alle Schiffe haben ja Frauennamen. Und wir schwärmten von diesen Hinterteilen der Yachten wie von den Hinterteilen der Mädchen. Schiffe haben etwas Weibliches. Allerdings dürfen Frauen sie nicht betreten. Das steckt auch in uns Seglern. Frauen bringen Unglück auf Schiffen.

Franz Josef!

Ja, das ist so ein Aberglaube. Weil sie die Männergesellschaft stören. Frauen verhexen auch die Winde. Wir waren immer nur Jungs auf Schiffen. - Ich wünsche mir eine Frau etwa wie meine Mutter.

Also gar keine. Mit seiner Mutter hat man keine Kinder.

Meine Mutter war 32, als sie vor der Roten Armee floh. Ich war an ihrer Brust. Wir schliefen unter Bäumen. Später kamen wir in ein Lager und sie sagte, es sind Kätzchen, wenn Ratten an meinem Gesicht vorbeischnupperten. Aus Regenwasser und geklauten Kartoffeln kochte sie Suppe. Da war so ein Verlass. Kinder brauchen etwas, das immer bleibt.

Stimmt, auch ihre Väter! Gegen die Mutter kommt keine andere Frau an?

Es gibt keine größere Liebeserklärung. Es war diese Entbehrung, die war so unermesslich groß.

Diese Selbstaufgabe.

Nein, diese Aufgabe: ihre Kinder durchzubringen.

Diese Frauen mussten auch taff sein.

Aber sie hatten die Wärme von Tierfrauen, nicht die spitzen Federn von Vögeln. Ihre Männer waren tot oder in Gefangenschaft. Und diese Mütter waren ohne Bahncard, ohne Kreditkarten.

Die Wahrheit des Trümmerfrauenmärchens ist: Diese Frauen haben aufgebaut. Und dann wurden sie wieder zur Seite gebeten von den Männern, die die Führung in der Geschäftswelt übernahmen.

Sie haben den Männern Platz gemacht, um voll Mutter sein zu können. Das war Luxus. Man wollte kein Schlüsselkind.

Wer sind Frauen, die du bewunderst - außer deiner Mutter?

Ach, es gibt großartige Frauen: Greta Garbo, die Frau des Widerstandskämpfers Stauffenberg, alle Astronautinnen. Frau Merkel ist toll.

Die Ober-Hosenanzug-Frau!

Frau Merkel arbeitet wie hundert Männer. Eigentlich ist sie eine Königskobra.

Wann sind für dich die Frauen in die Anzüge gestiegen?

Seit der Staat miterziehen will, denke ich.

Deine Generation wird dir vielleicht recht geben.

Was heißt denn immer "meine Generation"?! Ein Baby ist ein Baby. Es schreit - vor 50 Jahren, vor 70 Jahren und auch heute. Außerdem, diese Altersdiskriminierung ist ja auch schon wieder ein Thema für sich. Ich werde in einer Woche so alt wie Mick Jagger, gerade bin ich aus Paris zurückgekommen. Ich war mit meiner Tochter und

Enkelin dort. Neulich waren wir in New York zusammen - wo bin ich bitteschön rückständig?

Warum hast du nur ein Kind?

Das musst du den lieben Gott fragen.

Was für eine Frau ist die Mutter deines Kindes?

Sie war meine erste Frau, also wirklich die erste. Ich habe sie vor einer Fußgängerampel in Genf gesehen und während sie wartete, dass es grün wird, habe ich mich in sie verliebt. Es war nicht diese große, schwere Liebe, es war viel mehr. Es war ein Zauber. Und ihr Zauber war nicht, dass sie Fremdsprachenstudentin war und Lufthansa- Stewardess wurde, obwohl sie schon eine Starfrau war. Als Mann willst du einen Edelstein, du willst ein Goldstück erobern. Sie hatte eine dicke Freundin dabei, die habe ich angesprochen. Und dann ist die Dicke mit mir einen Kaffee trinken gegangen. So habe ich mich über die Dicke zu der schönen Dünnen vorgearbeitet.

Und dann?

An ein Kind dachte ich damals nicht, Männer denken nicht an Kinder. Du triffst ein Mädchen, verliebst dich in das Mädchen und das Mädchen wird schwanger. Als ich darauf meine Mutter anrief, sagte sie: "Ach, da freuen wir uns aber auf die Hochzeit." Es war sofort klar: heiraten - mit schwangerem Bauch. So war das.

Wo ist sie heute?

Ich bin ein verheirateter Junggeselle. Ich lebe allein.

Warum hältst du es nicht aus mit Frauen?

Das kann ich gar nicht erzählen, weil es zu furchtbar ist. Natürlich weil ich die Nähe, das Verabredet-sein-müssen, Pünktlichsein, Nicht-frei-sein-zu-können - ich ertrage es nicht! Ich fahre lieber Motorrad und segele, als zu einem Schnitzel, das abends gebraten wird, nach Hause zu kommen. Ich war nicht dazu in der Lage und bin da als Mann auch gescheitert.

Wann hast du aufgehört, an die Liebe zu glauben?

Die Entzauberung kommt, wenn das geheimnisvolle Wesen plötzlich sagt: "Die Butter ist alle." Die Illusion von der Liebe ist schöner als die Liebe selbst. Ich lebe in einem Jungshaushalt.

Wie kannst du über Frauen schreiben, wenn sie gar nicht in deinem Leben stattfinden?

Ich sehe Frauen überall. Ich sehe sie in Charlottenburg, in Paris, New York. Aber ich sehe keine Mütter mehr. Und ich habe zu viele traurige Frauen erlebt, die dann da saßen - nikotinsüchtig, alkoholsüchtig, mit ihrer kleinen Karriere - mit einem nichts. Wo ist das Glück?

Wo ist es denn für dich?

Mein Glück ist jetzt, wieder nach Saint-Tropez zu fahren, in mein Hotel, "Tahiti Beach". Vorschwimmen zum Haus von Gunter Sachs, meinem alten Freund. Manchmal liegen da noch Hängematten rum, sein Riva-Boot schaukelt noch auf dem Meer. Dann rauche ich eine Gitanes und denke an ihn. Und wenn ich abreise, fragt mich die Rezeptionistin: "Kommen Sie wieder?" "Ja, wenn Gott will." - Vielleicht sterbe ich morgen.

Frauen gehören gar nicht mehr dazu?

Zu meinem Glück gehören die grünen Bäume, die Sonne, die scheint. Dass ich jeden Tag schreibe. Es passiert der Tag, an dem du dich nicht mehr umdrehst. Und die Nacht, in der du in der "Paris Bar" sitzt und nicht mehr auf die Tür starrst, dass da das Glück eintritt. Irgendwann habe ich aufgehört, zur Tür zu starren. Es kam die Prinzessin nicht. Ich habe immer gedacht, dass ein Engel kommt, von weit her. Und der Engel sagt zu mir: "Ich bin jetzt von Australien, Sydney, hierher nach Tegel geflogen, bin ins Taxi in die 'Paris Bar' gestiegen, um dich zu sehen." Das tritt nicht ein. Der Engel kommt nicht durch die Tür.

Hm.

Taube, die Geschichte ist doch so: Du sitzt am Ufer und siehst ein Segelboot - das ist so unglaublich schön. Das Vorsegel ist gehisst. Aber wenn du auf dem Boot bist, musst du wünschen und schufteln und du denkst, wie herrlich ist das Ufer. Dort, wo kleine Kneipen, wo die Lichter sind. Wo du einfach sitzen und glücklich sein

kannst. Und so geht es uns mit der Sehnsucht nach der Frau. Man vermisst, glaube ich, dieses Segelboot als Illusion, als Traum. Unser ganzes Leben ist eine Illusion. Es ist die Frau, die wegsegelt. Es ist der Traum, der bleibt.

Ein Drehstuhl ohne Armlehne, ein kahles Büro, kein Kaffee, nur Wasser. Und kein Tisch. So beginnt Dieter Bindig das Verhör

Ein Gespräch über die Kunst der Vernehmung

Von Nicolas Büchse und Dominik Stawski, Crime, 01.06.2015

Duzen oder siezen Sie uns?

Siezen. Nur wenn ich es für mich nutzen will, wechsele ich zum Du über. Bei Jugendlichen gerne mal.

Warum?

Das kann die Hürde senken. Einmal saß eine Punkerin vor mir. Die hat mich auf der Sie-Ebene komplett abgelehnt. Du heißt ja auch: Jetzt reden wir Klartext. Das funktioniert manchmal, wenn sonst nichts mehr geht.

Sitzen wir uns in der Vernehmung gegenüber?

Ja, aber vergessen Sie die Krimis. Ein großer Tisch zwischen uns wäre absolut kontraproduktiv. Meinen Beschuldigten setze ich immer offen hin, mir gegenüber. So zweieinhalb, drei Meter Abstand, damit ich nicht an seine Füße stoße.

Warum kein Tisch?

Dann sehe ich nur den Oberkörper. Mein Gegenüber könnte die Hände auf den Tisch legen, die wären fixiert. Das ganze Nonverbale wäre einfach weg. Ich will den ganzen Menschen sehen, seine unbewussten Reaktionen, die mir zeigen, wie er sich fühlt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In was für einem Raum sitzen wir?

Ein normales Büro, neutral, Tür zu, keine knalligen Bilder. Ohne Ablenkung. Sie sollen ja nicht die Möglichkeit haben, dem Gespräch zu entfliehen.

Gibt es tatsächlich diese verspiegelten Scheiben, hinter denen Ihre Kollegen zuschauen?

Die gibt's, aber nur für Gegenüberstellungen, nicht für Vernehmungen. Das macht nur der „Tatort“ so.

Worauf sitzen wir?

Normale Bürostühle. Ich achte darauf, dass die Leute keine Armlehnen bekommen. Dann müssen sie etwas mit den Händen machen, und zwar aktiv. Wir sind es nicht gewohnt, frei in einem Raum zu sitzen und keine Möglichkeit zu haben, uns mit den Händen irgendwo festzuhalten. Und die Hände sind ein Eins-a-Barometer für Nervosität. Wenn es dann noch ein [Drehstuhl](#) ist, merkt man die Unruhe, sobald jemand das Drehen oder Wackeln anfängt. Das Beste ist also ein [Drehstuhl](#) ohne Armlehnen. Man muss nur aufpassen, wer vorher darauf gesessen hat.

Warum das?

Stellen Sie sich eine Vernehmung bei Nacht vor. Es sind nicht viele Polizisten da, ich muss nacheinander Opfer und Täter vernehmen. Wenn das Opfer Fasern seiner Jacke auf dem Stuhl hinterlässt, landen sie beim Täter. Das Gleiche mit der DNA, wenn ich beiden die schwitzige Hand drücke. Auf so etwas schauen Anwälte. Deswegen am besten zwei Zimmer, zwei Vernehmer.

Wie sitzen Sie selbst?

Meine Position verändere ich ständig während des Gesprächs. Mal zudringlicher, mal zurückgenommener. Bei einem Sexualstraftäter beuge ich mich gerne mal vor. Und spreche auch leiser. Ein intimes Geheimnis lüftet man leichter, wenn man flüstert, als dass man offen darüber spricht.

Im Film läuft der Kommissar oft energisch tigernd durchs Zimmer.

Kann eine Variante sein. Aber was erreiche ich damit? Ich entferne mich aus dem Sichtfeld der Person. Sie sieht nicht, was ich mache. Ich beunruhige sie. Und sie

muss sitzen bleiben, während ich mich bewegen darf. Ich löse bei meinem Gegenüber ein Unwohlsein aus, das ich wieder rausfiltern muss. Wenn ich mal aufstehe, dann nur, um durchzuatmen. Nehmen Sie ein Tötungsdelikt, da sind wir schnell bei vier Stunden Vernehmung, das ganze Programm von Schulbildung, Elternhaus, Erziehung, Ausbildung, Beruf, Freunde, Tat, Motiv, alles, Krankheiten, psychische Auffälligkeiten. Bei den schweren Fällen sind wir zu zweit, aber die ganze Zeit sitzen, fragen, sich Antworten merken, konzentriert sein, das ist Schwerstarbeit.

Wenn wir sitzen, wie fangen Sie dann die Vernehmung an? Small Talk über das Wetter?

Ich muss Sie vorher belehren. Damit Sie wissen, warum Sie hier sind, als Zeuge oder als Beschuldigter. Das dauert zwei Minuten. Dann kommt eine allgemeine, offene Frage: Wie sind Sie hergekommen? Wie geht es Ihnen jetzt? Später komme ich dann der Tat näher. Wenn sie am Abend passiert ist, dann ist mein Spruch immer: Fangen wir mal am Morgen an.

Schüchtert die Belehrung am Anfang nicht ein?

Wir müssen es machen, eine Vernehmung mit fehlerhafter Belehrung darf das Gericht nicht verwerten. Das ist die größte Watsch'n, die ich mir einfangen kann. Die Frage ist ja, wie man belehrt. Bis der Täter dran ist, haben wir nur die Sicht des Geschädigten. Dann können Sie als Beschuldigter auch Ihre Sicht schildern. Das klingt doch gleich viel positiver als der bloße Satz: Sie müssen aber nichts sagen.

Ist bei der Vernehmung ein Anwalt dabei?

Relativ selten, weil es kurz nach der Tat ist. Aber jeder Beschuldigte hat von Anfang an die Möglichkeit, ihn in die Vernehmung zu holen. Wenn der Anwalt ständig dazwischengeht, muss ich das mit ihm besprechen. Im Prinzip könnte ich ihn sogar rausschmeißen, das Dumme ist nur, dass er dann den Beschuldigten mitnimmt. Schönen Tag noch.

Bieten Sie etwas zu trinken an, einen Kaffee vielleicht?

Kein Kaffee. Die Maschine steht ja irgendwo am Gang. Dann muss ich den holen, muss auch noch Fragen dazu stellen: Mit Milch? Mit Zucker? Dann werde ich der Dienstbote und verlasse meine Rolle als Vernehmer. Eine Flasche Wasser und ein Glas, die habe ich schon vorher bereitgestellt. Aber keine Häppchen, kein Gebäck.

Und natürlich nie Alkohol?

Nein. Außer einmal, da gab es Bier.

Fand die Vernehmung in einer Kneipe statt?

Nein, das war ein Alkoholiker. Der bekam ein Bier, damit er wieder ruhiger wurde. Rechtlich ist das ein bisschen schwierig, aber man kann es schon machen, wenn man offen damit umgeht. Ich habe in das Protokoll geschrieben: Der Zeuge bekommt ein Bier. Der Richter fragte mich später: Stimmt das? Er musste schmunzeln, damit war das Thema erledigt.

Sind Sie ganz freundlich am Anfang?

Ich bin immer freundlich.

Aber was, wenn ein Gewalttäter vor Ihnen sitzt?

Auch dann. Ich brauche diese Gesprächsebene, auch bei einem Kinderschänder.

Wie wichtig ist der erste Eindruck?

Sehr wichtig. Wie im Leben auch. Aber ich muss offen bleiben.

Was sagt Ihnen die Kleidung?

Sie ist bedeutungslos, wenn sie zur Person passt. Aber wenn jemand mit Anzug kommt und spricht wie ein Obdachloser, passt das nicht. Dann muss man die Antennen ausfahren. Möchte er mich blenden?

Sie suchen nach Brüchen?

Ja, wenn die Punkerlady wie ein Manager spricht, mache ich mir meine Gedanken. Wie will sie sich jetzt darstellen?

Befragen Sie lieber Männer oder Frauen?

Neutral.

Frauen haben besondere Antennen, sagt man.

Manche sind besser in den Emotionen. Das musste ich selbst erfahren. Ich war junger Polizist, ganz frisch, ein Kollege brachte mir Verkehrskontrollen bei. Da war eine Frau, unverdächtig, in einem Frauen-Auto. Sie kramte im Handschuhfach, hatte aber den Führerschein nicht dabei. In solchen Fällen muss ich ihre Daten notieren, und sie muss den Führerschein später bei der Polizei vorzeigen. Aber die Frau hat mich umgarnt, da habe ich ihr geglaubt, dass sie gleich gegenüber der Dienststelle wohnt und schon vorbeischaun wird, ohne dass ich irgendwas aufschreibe.

Wie hat sie das geschafft?

Sie hat aus der Verkehrskontrolle ein Gespräch zwischen Mann und Frau gemacht, ich habe meine Rolle als Beamter verlassen. Es hat Spaß gemacht.

Und?

Der verging mir, als ich sie später vor Gericht wiedersah. Sie hatte einen Unfall, und es kam heraus, dass sie gar keinen Führerschein besaß. Ich saß im Zeugenstand. Warum ist Ihnen das nicht aufgefallen?, fragte mich der Richter. Das war mein persönliches Waterloo. Eine Lehre. Ich bin dieser Frau damals auf den Leim gegangen. Fertig. Sie war die Bessere. So bin ich zum Thema Vernehmung gekommen, habe mich fortgebildet, Bücher gelesen und bin letztlich hier an der Polizeischule gelandet, wo ich Vernehmung unterrichte.

Wie viele Vernehmungen hatten Sie schon in Ihrem Berufsleben?

Tausende.

Was waren die spektakulärsten?

Nicht unbedingt die Morde, da sind die Beweise meist eindeutig. Eine Messerattacke mit fünf Beteiligten, deren Wahrnehmung jeweils ganz anders ist, dieses Sicheininander-Reiben ist für mich viel interessanter.

Wie lang war Ihr längstes Verhör?

14 Stunden am Stück.

Was war das?

Ein Mordfall hier aus Oberbayern. 1997. Auf einem Bauernhof. Der Bauer wurde auf seiner Schlafcouch liegend brutal erschlagen. Es gab einen Verdächtigen, der in einer kleinen Hütte auf dem Grundstück lebte. Die beiden waren zerstritten, darin sahen wir das Motiv. Aber es gab kaum Spuren. Die Vernehmung war unsere einzige Chance, das dachten wir jedenfalls.

Wer saß Ihnen da gegenüber?

Ein mittelalter Mann, der durch Gewaltstraftaten einschlägig bekannt war und dem die Tat auch zuzutrauen war. Aber Vorsicht vor dem falschen Schluss: Ich traue es ihm zu, deshalb war er es auch. Ich muss es ihm beweisen.

Und?

Er hat immer wieder neue Lügengebilde aufgebaut. Wir haben sie immer wieder einstürzen lassen und von vorn angefangen. Die nächsten Lügen, wieder eingerissen. In mühevoller Kleinarbeit.

Sie haben es nicht geschafft, ihm ein Geständnis zu entlocken.

Er ist trotzdem zu „lebenslänglich“ verurteilt worden. Ein Indizienprozess. Der einzige Beweiswert der Vernehmung war: Er hat die Polizei angelogen.

Wie haben Sie versucht, ein Geständnis zu bekommen?

Wie sonst auch: Ich habe ihm erklärt, dass er beim Punktesammeln jetzt Punkte verschenkt. Ein frühes Geständnis wird beim Urteil positiv gewertet.

Können Sie auch bluffen?

Darf ich nicht. Meine Grenze sind die verbotenen Vernehmungsmethoden nach Paragraf 136a der Strafprozessordnung. Die klassische Täuschung: Im Nebenzimmer hockt dein Kumpel, der hat schon gezwitschert – wenn das nicht stimmt, ist es verboten.

Im Film klappt das meistens.

Im Film ist alles möglich. Uns bleibt nur eine Methode, für die wir einen netten Ausdruck haben: kriminalistische List. Es ist nicht verboten, im Konjunktiv zu spre-

chen. Wenn es denn stimmt, kann ich sagen: Im Nachbarzimmer wird gerade dein Kumpel vernommen. Stell dir vor, der würde reden, würde Lügen erzählen, alles auf dich abwälzen. Dann wärest du der Depp, der alles ausbaden müsste, der sich nicht rechtfertigen könnte.

Warum dauerte die Vernehmung 14 Stunden?

Wir hätten noch länger gemacht, wir hatten so viele Fragen. Aber wir müssen den Beschuldigten einen Tag nach der Festnahme dem Ermittlungsrichter vorführen, und davor muss die Akte fertig werden. Vor Gericht ist uns später die lange Vernehmung vorgeworfen worden.

Klingt ja auch wie eine Zermürbungstaktik.

Das wäre verboten. Schlafentzug und Quälen, das dürfen wir nicht. Aber der Mann war körperlich gut drauf, besser als wir. Doch die Vernehmung ist in erster Instanz als nicht verwertbar eingestuft worden.

Sie war zu lang?

Viel ärgerlicher: Wir haben nicht protokolliert, wann wir Pausen eingelegt haben. Vor Gericht haben wir uns da vielleicht auch widersprochen. Gott sei Dank war die Vernehmung inhaltlich eh nichts wert. Ich habe damals viel gelernt, auch über Rechtsanwälte, die plötzlich auf so etwas geachtet haben.

Macht Müdigkeit geschwätzig?

Nein, wenn mir mein Gegenüber einschläft, was will ich dann noch?

Vernehmungen mitten in der Nacht bringen also nicht viel?

Doch, doch, vor allem wenn sie gleich nach der Tat stattfinden. Da sind Emotionen, da ist Adrenalin.

Gibt es etwas an Ihnen, das Ihnen bei Vernehmungen besonders hilft?

Vielleicht meine Freundlichkeit.

Wegen Ihrer freundlichen Art übersieht ein Beschuldigter ja vielleicht, dass er sich mit seinen Aussagen reinreitet.

Das Wort reinreiten gefällt mir nicht.

Dass er eine Aussage macht, die ihm nicht unbedingt hilft.

Für mich ist das kein Reinreiten. Es ist tatsächlich eine Hilfe, wenn jemand ein Geständnis ablegt und deswegen ein halbes Jahr weniger im Gefängnis sitzt. Er hat ja ein Leben, das weitergehen muss.

Wie begegnen Sie einem Menschen, von dem Sie wissen, dass er mit Ihnen nicht reden will?

Ich frage, warum er nicht mit mir reden will. Und schon spricht er. Es hilft nichts, nur stur nach dem Problem zu fragen, das ihn hierhinbrachte.

Sie reden von Problem – vermeiden Sie Worte wie Mord oder Missbrauch?

Ein Beispiel: Sie nehmen am S-Bahnhof ein Fahrrad, fahren damit nach Hause und werden erwischt. Ich sag Ihnen, Sie haben das Fahrrad gestohlen. Und Sie sagen Nein, weil Sie wirklich geplant hatten, das Fahrrad am nächsten Tag zurückzubringen. Dann stört dieses Wort nur. Bei Mord ist es das Gleiche. Vielleicht denkt der Mörder, er habe aus Ehre und Anstand getötet. Ich sage lieber: Es ist etwas Schlimmes passiert, schildern Sie mir den Tatablauf.

Und was sagen die Täter?

Die reden die Tat oft klein. Ich baue dann gern Brücken: Sie haben vielleicht getötet, aber Sie haben die Leiche ja nicht zerstückelt. Und wenn er sie zerstückelt hat, dann sage ich: Sie haben die Leiche ja nicht über ganz Deutschland verteilt. Oder: Sie haben sie nicht den Tieren vorgeworfen. Was Sie gemacht haben, hätte auch noch schlimmer sein können. Das bringt die Leute zum Reden.

Was denken Sie, wenn jemand, der Ihnen gegenüber sitzt, hochnervös wird?

Diese Reaktionen werden ja gern als Lügenmerkmale verkauft, Nase reiben, ans Ohrläppchen fassen oder Hand vor den Kehlkopf, bis zum hochroten Kopf und Schweißperlen. All das zeigt Stress. Aber warum? Das ist die interessante Frage.

Weil man bei der Polizei sitzt?

Ja, vielleicht ist das schon alles. Spannender wird es, wenn die Symptome immer wieder beim gleichen Thema auftreten. Was mache ich dann? Ich lasse sie reden.

Vielleicht lügen sie, dann lasse ich sie ihr Lügengebilde aufbauen. Ich vernehme sie so lange, bis das Gebäude steht. Dann schicke ich sie nach Hause und ermittle los. Und dann reden wir noch einmal.

Stimmt es, dass der Körper bestimmte Reaktionen zeigt, wenn jemand lügt?

Es gibt Wissenschaftler, die dafür Kriterien gefunden haben wollen. Aber die Forscher messen unter Laborbedingungen. Die Weite von Pupillen, Hauttemperatur, Schweißreaktionen. Das bringt mir nichts. Ich kann während der Vernehmung keine Pupillenreaktion prüfen.

Hätten Sie gern einen Lügendetektor?

Die Vorstellung, ich klebe mir drei Elektroden auf die Stirn, und dann weiß die Maschine, ob ich lüge oder nicht, ist verkehrt. Menschen müssen den Detektor auswerten, und die Wahrscheinlichkeit, dass sie damit richtig liegen, beträgt nur 80 Prozent. Beim Werfen einer Münze erreiche ich 50 Prozent, gute Polizisten liegen vielleicht bei 60 Prozent.

Wo stehen Sie selbst?

Vielleicht ein bisschen besser als andere. Aber man darf sich nicht überschätzen.

Was ist, wenn wir Ihnen in der Vernehmung permanent nicht in die Augen schauen wollen?

Dann ist das wohl Ihre Art.

Die Regel: Wer mir nicht in die Augen schaut, hat etwas zu verbergen, ist Quatsch?

Das funktioniert vielleicht bei Kindern. Aber jeder Erwachsene ist zu schlau dafür. Interessant wird es nur, wenn es auffällt: Wieso starrt er mich genau jetzt an? Will er betonen, dass er die Wahrheit sagt?

Was sehen Sie noch im Gesicht?

Die Kaumuskeln sind interessant, vor allem bei Männern. Sie zeigen Anspannung. Bei durchtrainierten Menschen pulsieren manchmal die Halsschlagadern. Egal, wie sehr sich jemand kontrollieren kann, seinen Pulsschlag hat er nicht unter Kontrolle.

Glauben Sie, dass es möglich ist, Ihnen eine ganze Vernehmung lang was vorzumachen?

Ja. Ein Mensch, der sein Leben auf Lügen aufbaut, der hat das trainiert. Die wissen von der Kurzlebigkeit einer Lüge, aber kommen gleich mit der nächsten, wie in einer Spirale. Selbst wenn ich es irgendwann herausbekomme: Was habe ich davon? Wenn Sie lügen, heißt das ja nicht, dass Sie es waren.

Gibt es Fangfragen?

Es gibt Fragen, die dazu da sind, das Gegenüber zu testen, ja.

Welche?

Die will ich nur ungern verraten.

Ein Beispiel?

Wenn ich einen Verdächtigen frage: Wer kommt für die Tat in Betracht, wer könnte sie begangen haben? Und er sagt: Es gibt Tausende, die infrage kommen, bloß ich nicht. Dann spricht es dafür, dass er von sich ablenken will. Wenn er sagt: Ich komme dafür infrage und noch ein paar andere auch, entspricht das eher der Wahrheit.

Gibt es die berühmte Strategie: good cop, bad cop?

Ja, nur wann macht sie Sinn? Wenn ich jemanden streng angehe, zerstöre ich die Beziehung. Nicht nur für mich, sondern auch für meinen netten Kollegen. Nur bei Jugendlichen mit einem gewissen Fernsehwissen ist das ganz hilfreich. Die spüren erst, wenn man böse ist, dass es jetzt ernst für sie werden kann.

Lassen Sie sich leicht provozieren?

Nein, gar nicht. Es ist mir ein Spaß, Provokationen zu widerstehen und zu zeigen, dass ich der Bessere bin.

Ertragen Sie es, wenn Täter im Selbstmitleid versinken?

Das unterstütze ich sogar, wenn es mir hilft, die genaueren Tatabläufe zu bekommen.

Sie zeigen dann Verständnis für Dinge, für die Sie eigentlich kein Verständnis haben?

Sagen wir so: Ich kann verstehen, dass jemand so funktioniert.

Kostet es Überwindung, den Abscheu zu unterdrücken?

Wenn ich einen gesprächsbereiten Täter habe, dann muss ich das nutzen. Und wenn ich meine Abscheu zeige, ist es vorbei. Ich brauche aber von ihm Tatzeiten, Tatorte, Handlungsweisen. Ich kann mich an eine Vernehmung erinnern, eine Videovernehmung eines Kinderschänders. Irgendwann habe ich gesagt, dass ich durchaus verstehen kann, was er tat, dass mir das vielleicht auch passieren könnte. Die Kollegen haben mich danach beiseitegenommen und gesagt: Tickst du noch richtig? Aber mir war in dem Moment der Vernehmung klar, welche Freude er damals hatte, so blumig und erregt, wie er das schilderte, dass er den Zwang bekam, das wieder erleben zu wollen. Glauben Sie mir, für mich war das die schlimmste Vernehmung von allen, ich habe selbst Kinder.

War die Strategie erfolgreich?

Ja, er hat uns seine Emotionen und seine Motivlage geschildert.

Was hätten Sie mit Magnus Gäfgen gemacht? Der Jura-Student hatte 2002 den Frankfurter Bankierssohn Jakob von Metzler entführt. Man fasste ihn, aber der Junge blieb verschwunden. Im Verhör wollte er das Versteck nicht verraten, aber die Ermittler hofften, dass sie Jakob noch retten könnten, wenn sie ihn nur schnell genug finden würden. Stellen Sie sich vor, Gäfgen sitzt vor Ihnen, und die Zeit rennt Ihnen davon.

Ich muss Ihnen zwei Antworten geben. Die juristische: Ich kann nicht durch die Androhung von Folter an Informationen gelangen, weil ich vermute, der Junge könnte noch leben. Folter geht nicht. Die andere Frage ist: Was würde ich aus moralischer Sicht tun?

Und?

Vielleicht genau das, was der Kollege damals getan hat.

Also Folter androhen?

Vielleicht noch mehr.

Bitte?

Ich kann moralisch nachvollziehen, was der Kollege getan hat. Ich hätte Gängen vielleicht sogar verprügelt. Aber ich weiß es nicht, ich war noch nie in einer solchen Situation. Mir ist aber auch klar, welche Konsequenzen das für mich als Polizisten hätte.

Verraten Sie auch Persönliches in einem Gespräch, um Vertrauen aufzubauen?

Nein, das bleibt draußen, das hat da nichts zu suchen. Ich hatte mal eine Vernehmung in meinem Büro, meine Fotos hingen an der Pinnwand. Da sagte ein Beschuldigter schelmisch grinsend: Das ist doch Ihre Familie da, oder? Das passiert mir nicht noch mal.

Probieren Sie es auch mit verbindenden Situationen? Mal zusammen rauchen gehen?

Kommt vor. Die Zigarettenpause kann Teil der Vernehmung sein. Wenn dort ein vertrauensvolles Gespräch zustande kommt, dann wird das aufgenommen.

Mögen Sie stille Momente?

Schweigen?

Zum Beispiel.

Schweigen ist unerträglich in einem Gespräch. Das nutze ich aus, weil ich weiß, dass das für mein Gegenüber schlimmer ist als für mich. Wenn Sie in einem Gespräch aufhören zu reden, dann dauert es keine drei, vier Sekunden, und Ihr Gegenüber fängt an zu sprechen. Wenn man mal sehr kurze Antworten kriegt: einfach warten.

Entschuldigen Sie, aber die Frage muss sein: Wie oft belügt Sie Ihre Frau?

Jetzt muss ich sehr diplomatisch sein. Ich gehe davon aus, dass mich meine Frau nicht belügt.

Es heißt doch, jeder Mensch lügt bis zu 200 Mal am Tag.

Mit Lüge meine ich jetzt den Vertrauensbruch. Aber glauben Sie mir, würde ich meine dienstlichen Antennen im Privatbereich aufstellen, um Lügen meiner Frau oder meiner Kinder zu erkennen, hätte ich keine Familie mehr. Misstrauen ist keine Basis für eine Beziehung. Wenn ich von einem Seminar zum Thema Menschenkenntnis zurückkomme, dann beobachte ich natürlich unter dem Eindruck der neuen Erkenntnisse. Dann sagt meine Frau: du und dein Psycho-Scheiß. Sie erkennt mein abweichendes Verhalten und bringt mich wieder auf Normalniveau.

Letzte Frage: Was haben wir beide falsch gemacht, während wir Sie befragt haben?

Ehrlich? Es war schon ganz gut. Aber Sie waren mir oft zu schnell. Haben Sie keine Angst vor Stille!

"Der Tag, an dem sie die Demokratie beerdigten"

Nur fünf Monate war Yanis Varoufakis griechischer Finanzminister. Aber das hat gereicht, um seine Kollegen fast in den Wahnsinn zu treiben - und seine Fans in Ekstase. Eine Begegnung in Athen.

Von Arno Luik, stern.de, 03.08.2015

Kurz vor dem Abflug nach Athen meldet sich Yanis Varoufakis. Es seien "hektische, harte Zeiten", es fänden ständig Sitzungen, Konferenzen, kurzfristig anberaumte Parlamentsdebatten statt, Zeit für ein "substantielles Gespräch" habe er kaum. Um sicherzugehen, dass es überhaupt zu einem ernsthaften Gespräch komme, solle ich doch zu ihm in die Wohnung kommen, das sei die einzige Möglichkeit.

Knapp drei Tage war ich vergangene Woche in Athen, und es war dann, wie Varoufakis gesagt hatte: hektisch. Mal war er in seiner Wohnung, dann im Parlament, er war hier, er war dort, kaum greifbar. Ständig klingelte das Telefon, die Türklingel, Parlamentsboten kamen, Journalisten gingen ein und aus, mal kamen sie wegen Varoufakis, mal wegen seiner Frau Danae Stratou, einer international renommierten Künstlerin.

Unser Gespräch fand in neun Etappen statt. Mal nur für ein paar kurze Augenblicke, mal für eine, mal für zwei Stunden, mal für 30 Minuten; mal trafen wir uns kurz vor Mitternacht, nach Mitternacht, mal mittags, mal in der Küche bei einem schnellen Kaffee, oder spätabends im Restaurant.

Ein Gespenst geht um in Europa, Herr Varoufakis, das Gespenst von Syriza. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dieses Gespenst verbündet, die Troika und die Eurogruppe, Merkel, Schäuble und Gabriel, Finnlands Regierung und die Investoren von Goldman-Sachs.

Jetzt muss ich doch lachen, dass einer aus Deutschland, dem Land, dessen Regierung uns hier so quält, mit einer Variation von Marx' "Kommunistischem Manifest" daherkommt. Aber es ist natürlich hinterhältig, mir so zu kommen, also Syriza mit Kommunismus gleichzusetzen. Das machen unsere Gegner, die uns diskreditieren wollen.

Das ist nicht mehr nötig: Das Gespenst, Syriza, ist ja mit dem letzten Abkommen gezähmt, gedemütigt.

So kann man es sehen.

Sie haben Auflagen der Eurogruppe akzeptiert, unter anderem drastische Kürzungen bei Renten und eine dramatische Erhöhung der Mehrwertsteuer - lauter Dinge, gegen die Sie vehement waren, jahrelang.

So ist es. Und ich bin immer noch dagegen. Ich habe ja in der Regierung gegen dieses sogenannte Rettungspaket, das noch mehr Elend, aber garantiert kein Wirtschaftswachstum bringen wird, gekämpft. Aber ich würde nicht von einer Niederlage oder einem Betrug am Volk sprechen wollen. Es ist vielleicht fast noch schlimmer: Wir haben uns selbst betrogen.

Ich habe Ihnen ein Bild mitgebracht, das Wolfgang Schäuble und den Eurogruppenchef Jeroen Dijsselbloem zeigt - kurz nachdem Ihr Ministerpräsident Alexis Tsipras das Hilfspaket akzeptiert hat.

Es ist kein Hilfspaket! Es ist ein Diktat. Zeigen Sie mal das Bild. Mein Gott! Das habe ich noch nie gesehen, ich muss das abfotografieren. Das ist ja unglaublich, wie die sich freuen! Es ist Montag, der 13. Juli. Griechenland hängt am Galgen.

Sie alle aber feiern den größten Angriff auf die europäische Demokratie seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Sie lachen, in dem Moment, in dem sie die Werte und Ideale und Prinzipien der europäischen Demokratie beerdigen.

Das geht ein bisschen weit, was Sie hier sagen. Es geht um ein Rettungspaket...

Nein!

... um Hilfe für Ihr Land!

Nochmals: Nein!

Es werden wieder einmal zig Milliarden Euro nach Griechenland gepumpt.

Lasst uns allein mit dieser Hilfe, die uns nur in ewige Knechtschaft zwingt! Mit dem Hilfsprogramm wurde Griechenland faktisch zu einem Protektorat. Die Eurogruppe, die demokratisch überhaupt nicht legitimiert ist, eigentlich ein informelles Forum ist ohne Machtbefugnisse, erteilt Völkern Befehle: Sie wollen Untertanen, die den Kopf beugen, nicken, demütig sind und tun, was ihnen befohlen wird. Diese Eurogruppe agiert ohne jede Kontrolle - und trifft Entscheidungen über Leben und Tod. Als die Eurogruppe gegründet wurde, starb die Demokratie. Der slowenische Philosoph Slavoj Zizek hat neulich davon geredet, dass es bei diesem Kampf um Griechenland um Fundamentales geht, nämlich "die Leitkultur". Wer hat das Sagen in Europa? Die Banken? Die Völker?

Ihr Volk hat Syriza gewählt.

Das ist ein großes Problem. Ich habe mal mit dem ehemaligen US-Finanzsekretär Larry Summers gesprochen, er sagte zu mir: "Yanis, Sie haben einen großen strategischen Fehler gemacht." Was denn? "Sie haben die Wahlen gewonnen." Die Wut auf Syriza war von Anfang riesengroß, denn wir stellten ein Programm in Frage, das seit Jahren die herrschende, nicht zu hinterfragende Doktrin in Europa ist: Austerität. Eine Sparpolitik, die seit Jahren versagt, aber unsere Bevölkerung systematisch verarmt. Und hoffnungslos macht. Die Jugend. Die Alten. Wir haben eine epidemische Explosion von Selbstmorden, die Kindersterblichkeit steigt. Wir reden über den ökonomischen und mentalen Zusammenbruch eines Volkes. Was wir erleben ist der totale Triumph des Neoliberalismus. Das Ende der Menschlichkeit.

Wenn es so ist, warum, verdammt nochmal, hat dann Ihr Freund Tsipras diesen Vereinbarungen zugestimmt.

Aber was konnte er denn tun? Ich will Ihnen nicht ausweichen, Herr Luik, aber ich muss jetzt schnell rüber ins Parlament! Bis später, tschüss Danae!

Danae Stratou, Ehefrau von Varoufakis:

Unser Leben hat sich in den letzten sechs Monaten radikal geändert. In Amerika, in Austin, wo mein Mann an der Uni unterrichtete, lebten wir wie Studenten. Wir waren viel zusammen, er arbeitete zu Hause an seinen Büchern und Studien, ich an meiner Kunst. Wir kamen Anfang Januar zurück nach Athen, im letzten Moment kam mein Mann auf die Wahlliste, plötzlich war er im Parlament, plötzlich war er Finanzminister, plötzlich war er mitten im Wirbelsturm. Ich bin ja nicht die klassische Hausfrau, ich hatte mit 30 eine Ausstellung auf der Biennale in Venedig, aber jetzt habe ich versucht, ihm hier zuhause einen Rückzugsort vor der Hektik zu geben.

Herr Varoufakis, ich war vorhin am Parlament: Tausende demonstrierten gegen Sie und Ihre Regierung, das waren verzweifelte, verbitterte, enttäuschte Menschen.

Haben Sie auch gegen mich demonstriert? Das glaube ich kaum, denn ich bin ja auch gegen das uns auferlegte Spardiktat. Was fragten Sie vorher, bevor ich ging?

Tsipras hätte mit "Nein" gegen das Rettungspakaet stimmen können!

Es war quälend für ihn. Sie hielten ihm die Pistole an die Schläfe - und so verhandelt es sich schlecht. Wie soll man da frei entscheiden, wenn einem gesagt wird, klipp und klar: "Wenn du nicht zustimmst, bleiben die Banken zu. Wir zerquetschen dich!" Tsipras, als Regierungschef, muss an die Rentner denken, die Geld brauchen, an die vielen Menschen, die weiter in die Armut absinken würden oder sogar verhungern.

Sie sind mit großen Worten in den Wahlkampf gegangen, Ihr Spruch war: "Die Hoffnung kommt!"

Ja.

Und die Menschen glaubten Ihnen.

Die Lage war so verzweifelt, dass sie uns wählten. Trotz der brutalen Propaganda in den Oligarchen-Medien. Ende 2014, kurz vor der Wahl, hieß es, der Aufschwung sei da. Dieser Aufschwung war aber nur ein Wunderwerk der Statistiken, er hatte nichts mit der Realität zu tun. Die Menschen wussten genau, dass es ihnen nicht besser geht. Sie wussten, dass das alles Lügen sind. Das war ihnen schon fünf Jahre lang gesagt worden. Sie stimmten für uns, obwohl vorher in den Medien eine Katastrophen- und Untergangsstimmung inszeniert worden war. Die amtierende Regierung, so etwas hat es noch nie gegeben, hat noch kurz vor der Wahl einen politisch motivierten Bankrun herbeigeführt. Die Botschaft: Wenn ihr Syriza wählt, dann seid ihr endgültig verloren!

Aber dann, vor sechs Monaten, stand der triumphierende Wahlsieger Tsipras vor seinen Anhängern, er tanzte, er sang, und er rief: "Für Griechenland beginnt ein neues Kapitel! Wir lassen die zerstörerische Sparpolitik hinter uns!"

Ja. Das war der Traum und die Hoffnung.

Der Traum ist nun ein Albtraum.

Ja.

Ich versteh das nicht: Sie machen ein Referendum über die Sparpolitik. Sie gewinnen dieses Referendum eindeutig, aber dann...

Was dann?

Dann macht Ihre Regierung, die sich ja dem Volk angeblich verpflichtet fühlt, genau das, was das Volk überhaupt nicht wollte: Sie knicken vor Brüssel ein.

Die Kehrtwende von Tsipras war, wie soll ich sagen: bemerkenswert. Ich habe ja in den vergangenen Monaten viel erlebt, mehr als ich wollte. Das Schönste für mich war eine Veranstaltung zwei Tage vor dem Referendum. Ich hielt eine Rede vor zigtausend Leuten, und da war so eine wunderbare Stimmung, die einem Kraft gab. Und mit dieser Stimmung, wie auf einer Wolke, ging ich in den Regierungssitz. Dort war aber eine ganz andere Stimmung, fast alle waren bedrückt. Ich hatte fast das Gefühl, sie hatten auf ein "Ja" beim Referendum gehofft - als Fluchtweg aus der Regierungsverantwortung. Da war kein Kampfgeist mehr. Das hatten auch die in

Brüssel gemerkt, sie hatten unsere Angst gerochen, spätestens im Juni. Und als dann Tsipras sich dem Diktat beugte - das war für mich der traurigste Moment.

Als Sie am 6. Juli dann zurücktraten, mit dem Motorrad davonbrausten - was war das für ein Gefühl?

Ein Mischmasch. Ich war ja für weitere Verhandlungen, ich wäre nicht eingeknickt. Aber es war auch ein Moment, der gut für mich war. Die letzten fünf Monate hatte ich nachts kaum mehr als zwei Stunden geschlafen. Ständig gab es Verhandlungen, Sitzungen, Konferenzen, Flüge, Reisen, Kampf mit der Bürokratie, mit dem und das, Vorlagen schreiben, Presseattacken aushalten, Contenance bewahren. Sie haben kaum Zeit, ihre Batterien aufzuladen, die Gefahr, dass man in diesem ständig überdrehten Polit-Getriebe verblödet, ist ziemlich groß.

Danae Stratou: Als mein Mann dann zurücktrat, vor dem Ministerium auf sein Motorrad stieg, losfuhr, bin ich einfach hinten draufgesprungen. Er wusste gar nicht, dass ich mitfahren wollte. Ein paar andere Motorräder wurden von Journalisten und allen möglichen Leuten umgeworfen, eine Masse Menschen, wie eine Welle, kam auf uns. Es war lebensgefährlich. Diese Zeit als Minister hat ihn fast verschlungen, es war einfach mörderisch. Deswegen bin ich froh, dass er zurückgetreten ist. Ich will ja noch lange mit ihm zusammenleben. Politisch gesehen bedaure ich seinen Rücktritt. Aber ich weiß auch: Er muss weitermachen. Er ist ein politisches Tier durch und durch. Er will den Menschen in Griechenland einfach helfen.

Irgendwie, Herr Varoufakis, kommt mir Vieles von dem, was Sie erzählen, naiv vor: Sie mussten doch wissen, dass es nicht nur Kräfte gab, die Sie politisch erledigen, sondern die auch Griechenland aus dem Euro werfen wollten.

Klar. Das hat mir Schäuble von Anfang an gesagt. Und wir hatten ja auch, von Januar an, ein Kriegskabinett, fünf, sechs Leute, die sich mit dem Szenario des Grexits beschäftigten. Wir mussten über alles Mögliche nachdenken, wir standen ja mit dem Rücken zu Wand. Was passiert als Nächstes? Ich habe immer versucht, einen Schritt weiterzudenken als unsere Gegenspieler. Mir war klar, dass sie früher oder später

unsere Banken schließen würden, um uns zu erpressen und einem Abkommen zuzustimmen, das nicht funktionieren kann.

Sie reden, als ob Sie sich im Krieg befunden hätten.

Es war ein Krieg. Und es ist immer noch ein Krieg. Ein Finanzkrieg. Aber die Ziele sind gleichen wie bei einer militärischen Eroberung. Heute brauchen sie keine Panzer, um einen zu besiegen. Sie haben ihre Banken, um einen zu besiegen.

Sie hören sich an wie ein Klassenkämpfer der alten Schule.

Ach, was! Wir sind im Jahr 2015, aber es ist, und das ist das Tragische, wie es in Brechts "Dreigroschenroman" heißt: "Die grobe Gewalt hat ausgespielt. Man schickt keine Mörder mehr aus, wenn man den Gerichtsvollzieher schicken kann."

Sie wollten mithilfe eines Hackers in die oberste Steuerbehörde eindringen, um ein paralleles Bankensystem aufzubauen. Sie wollten an die Gelder in der Zentralbank, um Renten zu bezahlen, Sie wollten...

Was! Wir haben nie an so etwas wie einen Einbruch gedacht. Wir sind keine Abenteurer! Wir haben in diesem Kriegskabinett allerdings alle möglichen Szenarien angedacht, durchgespielt und dann auch verworfen.

Ja, was denn zum Beispiel? Etwa die Einführung einer Parallelwährung?

Ja, klar! Auf diesem Thema habe ich ja auch meine wissenschaftliche Karriere aufgebaut. Aber die Einführung einer Parallelwährung ist nicht einfach, das geht nicht hopplahopp. Auch im hocheffizienten Deutschland kam die D-Mark nicht über Nacht in die DDR. Das dauert. Auch im Irak war es mühsam, das ging nur mit der massiven handwerklichen, technischen und logistischen Unterstützung der USA, das hat über ein Jahr gedauert. Man braucht dazu alle möglichen Ressourcen. Knowhow. Hat Griechenland dafür überhaupt die notwendigen Spezialisten? Und dann wäre es noch ein Vabanquespiel: Man weiß nicht, wann und ob überhaupt das Ganze positive Effekte hat!

Sie sprechen über ein Land der Eurozone, das über eine Alternativwährung nachdenkt - irre.

Es ist nicht irre, obwohl es verrückt scheint. Es ist Notwehr. Es ging bei diesen Gedankenspielen immer darum, unsere Verhandlungsposition zu stärken. Mir war ja klar, dass sie früher oder später unsere Banken schließen würden, um uns zu erpressen. Für mich wäre das ein aggressiver, feindlicher Akt. Eine Kriegshandlung.

Das vereinte Europa und der Euro wurden geschaffen, damit die Länder dieses Kontinents, die sich so oft bekriegt haben, eine friedliche Zukunft erleben.

Es ist faszinierend, dass das Europa der unterschiedlichen Kulturen und Sprachen zusammenfindet. Es ist tragisch, dass die gemeinsame Währung, diese Völker wieder spaltet, alte Ressentiments aufkommen lässt.

Man sieht in Athen Poster mit Merkel und Hitlerbärtchen, man sieht Zeitungskarikaturen, in denen Schäuble, ebenfalls mit Hitlerbärtchen, die Handgranate ziehend auf die Akropolis zurollt.

Stimmt. Und ich habe mich immer gegen diese dummen und gefährlichen Stereotype gewehrt und mich mit vielen Leuten deswegen angelegt.

Sie sind der gute Mensch von Athen.

Ich lache gerne, einer meiner wichtigsten Filme ist ja Monty Python's "Leben des Brian", aber hier finde ich Ihren Spott total unangebracht. Es geht um Völker, die sich nicht gegeneinander aufhetzen lassen dürfen.

Es ist nun mal so, da kommen Sie nicht drumherum, bei vielen Deutschen gibt es eine mühsam unterdrückte Wut: Wir werfen immer neue Milliarden Euro den Griechen hinterher, und die sind faul, liegen in der Sonne und lassen es sich gut gehen.

Ich weiß. Aber am Anfang war die Lüge.

Jetzt bin ich gespannt, was nun von Ihnen kommt.

2008 verabschiedete die damalige griechische Regierung unter Präsident Karolos Papoulias ein Gesetz, mit dem der Staat auf einmal 28 Milliarden Euros ausgab. Aber nichts davon ging an die Bürger, Pensionäre, Beamte, Arbeiter. Es war ein gigantisches Rettungsprogramm für Banken. So explodierte die

Staatsverschuldung. All die Rettungsprogramme, die seither für Griechenland laufen, sind Bankenrettungsprogramme.

Moment mal, ich...

Lassen Sie mich den Gedanken zu Ende bringen. Aber immer heißt es in den Zeitungen: "Weitere Finanzhilfen für die Griechen." Oder: "Neue Geldspritze für Athen." Es müsste aber heißen: "Schon wieder Steuergelder für die Banken!" Lasst mich also mit eurem Geld in Ruhe! Diese Gelder sind nichts als Hilfen für die BNP, Société Général, Deutsche Bank.

Andere sehen das ganz anders. Etwa Hans-Werner Sinn, einer der wichtigsten Ökonomen Deutschlands, Berater von Schäuble.

Oh Gott, ich kenne Sinn. Ich weiß aber auch von Schäuble, dass er nicht besonders viel von ihm hält.

Wie auch immer: Sinn sagt, dass "die außergewöhnliche Größe der gewährten Kredite" eine humanitäre Katastrophe verhindert hätte. Und dass die Aktionen der Troika, die vom Markt bedingte Austerität abgeschwächt habe.

Das sind so viele Fehler in seinen Argumenten, dass ich kaum weiß, wo ich beginnen soll. Wie ich schon sagte: Am Anfang war die Lüge. Als die Lehmann-Pleite losging, gewährte Deutschland den Banken fast 500 Milliarden Euro. Als nun die Banken auch in Griechenland, Spanien und in vielen anderen Ländern in Schwierigkeiten kamen, trauten sich Merkel und Schäuble nicht mehr zu sagen, wir brauchen noch mehr Geld für die Banken. Sie brauchten eine andere Begründung für diese aberwitzige Bankenrettung. Also logen sie.

Das ist nun ziemlich dreist was Sie da sagen.

Aber so ist es. Eine historische Tatsache. Weil Schäuble und Merkel nicht schon wieder Banken retten konnten, sagten sie dem deutschen Volk: Die Griechen, Spanier und Portugiesen haben über ihre Verhältnisse gelebt!

Haben Sie doch auch.

Moment mal. Sie sagten sinngemäß: "Ah, die Griechen sind faul. Das wissen wir. Im Grunde mögen wir die Griechen nicht, aber es steht halt die europäische

Solidarität auf dem Spiel, also geben wir ihnen Geld!" Aber, und das wissen sie ganz genau: 91 Prozent von dem Geld ging in die Banken. Das war Bankenrettung, sonst nichts.

Neulich sagte der SPD-Chef Sigmar Gabriel, in Europa wachse die Stimmung: "Es reicht! Wir werden nicht die überzogenen Wahlversprechungen einer zum Teil kommunistischen Regierung durch die deutschen Arbeitnehmer und ihre Familien bezahlen lassen".

Wenn Sie wüssten, wie ich Gabriel erlebt habe, würden Sie sich für ihn schämen.

Sie sprechen in Rätseln.

So viel kann ich sagen: Als ich ihn Anfang des Jahres in seinem Berliner Büro traf, hatten wir ein sehr langes Gespräch. Es war wie unter Brüdern. Es gab nicht den Hauch von Meinungsverschiedenheit. Es war fantastisch, als ob ich mit einem Syriza-Mitglied redete. Einem Genossen. Und dann, kurz danach, krieg ich mit, wie er über uns herzieht. Unfassbar. Und was heißt denn überzogene Wahlversprechen? Wir haben nur gesagt, dass wir uns um die kümmern wollen, denen es so furchtbar schlecht geht.

Und selbst da haben Sie versagt.

Wie bitte?

Es klingelt an der Tür, es ist früh am Abend. Ein Bote des Parlaments reicht Varoufakis einen dicken, braunen Briefumschlag. Varoufakis öffnet ihn, blättert durch, es sind 550 Seiten, es geht um eine grundlegende Änderung der Verfassung, große, fundamentale Veränderungen im Zivilrecht - bis morgen früh müsse er sich entscheiden, ob er für oder gegen die Gesetze sei. Das sei unmöglich, sagt Varoufakis, in dieser Eile sich ernsthaft Gedanken zu machen, aber eine rasche Abstimmung sei verlangt worden - von der Troika. So könne eine Demokratie nicht funktionieren, sagt Varoufakis: "Wir sind ein Vasallenstaat." Kurz später klingelt das Telefon: "Ich muss jetzt ins Parlament", sagt Varoufakis, "die Debatte geht jetzt schon los." Wann kommen Sie zurück? "Frühestens in ein paar Stunden."

Warum, sagten Sie vorhin, soll ich versagt haben?

Sie haben allenfalls Almosen an die Armen verteilt - 200 Millionen Euro. Aber den Reichen haben Sie Dutzende von Milliarden Steuern nachgelassen, an das Vermögen der Kirche sind Sie nicht ran, auch nicht an die schätzungsweise 200 Milliarden Euro, die in der Schweiz oder sonstwo im Ausland lagern. Das muss man doch Versagen nennen, oder?

Unsinn. Wer so etwas sagt, der lügt.

Ich lüge? Ich halte mich an die Fakten.

Sie sind falsch informiert. Wir haben versucht, ein Ernährungsprogramm für die Armen aufzulegen - das wurde uns von der Troika verboten. Wir haben versucht, an die Reichen, an die Oligarchen und die Haie ranzugehen - das wurde uns verboten. Ich habe bei meinen Gesprächspartnern in Berlin, Brüssel, Paris in diesen Punkten um Hilfe gebeten. Aber die gab es nicht. Stattdessen gab es von der Eurogruppe eine ruppige Erklärung, wir sollten auf eigene Faust nicht irgendwelche Dinge machen. Sie würden uns bestrafen. Wir hatten keine Chance. Die wollten uns gegen die Wand laufen lassen. Als wir trotzdem an die Oligarchen ran wollten, hat die Troika sie schlichtweg geschützt.

Das hab ich noch nie gehört. Wenn es wahr ist, was Sie sagen, dann...

Was soll dieses, 'wenn es wahr ist'? Es ist wahr. Unsere Regierung, das war der erklärte Wille von Anfang an, sollte scheitern oder gestürzt werden.

Sie sprechen über ein Land im Europa des 21. Jahrhunderts?

Ja. Als ich in die Politik kam, habe ich einiges erwartet. Aber ich war dann doch überrascht, wie wenig den wichtigsten Akteuren Demokratie bedeutet, wie egal ihnen die konkreten Auswirkungen ihrer Politik sind. Dass ihre Politik Hunderttausende, nein, Millionen Menschen verelenden lässt. Als ich in der Eurogruppe darüber reden wollte, blaffte mich Dijsselbloem an: "Darüber reden wir nicht, das ist zu politisch!" Es geht denen nur um Macht, Kontrolle. Sie wollen ihre verdammten Strukturen

erhalten. Es geht ihnen in Wahrheit nicht um die Wirtschaft, auch nicht um Wachstum - und schon gar nicht um die Menschen. Die sind ihnen egal.

Sie klingen verbittert.

Nein, obwohl ich es sein müsste. Sehen Sie, wir wurden jetzt von der Troika gezwungen, innerhalb von zwei Tagen ein Rentenkürzungsprogramm und eine Mehrwertsteuererhöhung durchzusetzen. Das trifft die Kleinen, die Armen, die Mehrzahl der Bürger. Haben sie uns mit gleicher Gewalt gezwungen, ein Gesetz zur Reichensteuer zu verabschieden?

Ich sag's ja: verbittert.

Überhaupt nicht. Ich seh's ganz kühl, wissenschaftlich-analytisch.

Ich würde sagen: polemisch!

Bei der ganzen Eurokrise wird ja nicht gefragt, ob es an der Struktur der Eurozone liegt, dass alles ins Wanken geraten ist. Dass Überschussländer mit Importländern in ein gemeinsames Währungskorsett gezwungen worden sind. Da heißt es ganz einfach, dass die faulen Südländer über ihre Verhältnisse gelebt hätten, sie müssten halten so fleißig und sparsam werden wie die Deutschen. Das ist das Mantra.

Und was ist daran falsch?

Es geht, wie gesagt, um Machtverhältnisse! Wer vergab denn all die Kredite? Die BMW-Bank. Die Mercedes-Bank. Kauft! Genießt! Hier ist ein Kredit, nimm ihn, du brauchst kein eigenes Geld! Aber jedem leichtsinnigen Kreditnehmer steht ein skrupelloser Kreditgeber gegenüber. Die Bankleute wussten ganz genau, was sie für riskantes Spiel spielten - aber sie waren getrieben von hemmungsloser Gier.

Seit fünf Jahren arbeiten Hunderte von Spezialisten, Ökonomen, Politiker an der Griechenlandkrise herum, immer wieder wurde versprochen es geht bergauf. Aber: Es ist schlimmer als früher.

Die Krise könnte in zwei Wochen beendet sein.

Wie bitte?

Ja. Der Schlüssel zur Lösung liegt in Deutschland. Ihr Land hat die ökonomische Kraft, diese Krise zu beenden.

Klären Sie mich bitte auf.

Schuldenumstrukturierung. Schuldenschnitt. Anders geht es nicht. Früher oder später muss der Schuldenschnitt kommen. Und er wird kommen.

Mal angenommen, Ihre These stimmt: Warum kommt er dann nicht?

Es ist eine Frage des politischen Willens und Wollens. Die Grundfrage ist: Haben die wichtigen Leute wirklich ein Interesse daran, diese Krise zu beenden?

Wie bitte?

Diese Jahrhundert-Krise ist zu gut, um sie ungenutzt verstreichen zu lassen. Ganz am Anfang sagte mir Dr. Schäuble, wir könnten uns den Sozialstaat nicht mehr leisten. Insofern nutzen sie die humanitäre Katastrophe schamlos aus.

Sie! Sie! Immer sie! Wen meinen Sie denn damit?

Namen sind nicht wichtig.

Natürlich sind sie wichtig!

Sie kennen sie doch! Schäuble. Merkel. Die Akteure, nicht alle, in der Troika. Ihnen geht es um ein anderes Staatswesen. Schäuble sagt es ja ganz offen: Er will ein strafferes, ein autoritäres Europa. Weniger Sozialstaat. Dank dieser Krise können sie all die Dinge umsetzen - Lohnkürzungen, Rentenkürzungen, Privatisierungen - all die quälenden Dinge, für die ein Volk bei Wahlen nie stimmen würde.

Wenn Sie so denken, dann muss es ja fürchterlich für Sie sein: Ihre Regierung macht das Gleiche wie Ihre Vorgänger, nur in verschärfter Form.

Ja, das ist fatal. Ich habe mich dagegen gestemmt. Deswegen war ich in Berlin eine Störung, war ich in Brüssel, ein Ärgernis, in der Eurogruppe eine Belastung.

Sie waren in den Verhandlungen, so hieß es, ein Spieler, ein Abenteurer. Ein Zeitverschwender.

Ja, so heißt es. Es war eine psychologische Kriegsführung auf allen Ebenen. Hatte ich ein vertrauliches Gespräch mit Dijsselbloem oder mit Schäuble - dann

konnte ich davon ausgehen, dass innerhalb von zehn Minuten, allerdings in ziemlich verstellter, mich beschädigender Form, dieses vertrauliche Gespräch im Internet auftauchte. Die beiden haben einen guten Draht zur sogenannten Qualitätspresse.

Sie sind ein Verschwörungstheoretiker.

Nein. Ich weiß sehr wohl, wovon ich rede.

Vielleicht nervten Sie einfach zu viel: Sie sollen ja bei Verhandlungen stundenlange Reden gehalten habe.

Ich habe einmal eine etwas längere Rede gehalten, das war mein erster Auftritt in der Eurogruppe. Der Empfang war freundlich; die IWG-Chefin Christine Lagarde war außergewöhnlich nett. Ich habe also so gut ich konnte versucht, unsere Position klarzumachen, auch dass wir gewählt worden sind, um diese zerstörerische Austeritätspolitik zu beenden. Aber beim Reden merkte ich schon, das interessiert sie alle gar nicht. Ich hätte mehr Eindruck gemacht, wenn ich einen Handstandüberschlag gemacht hätte.

Sie sollen häufig durch Ihr Besserwissertum genervt haben - Varoufakis, der superkluge Professor.

Ach, Unsinn. Aber hier, in der Eurogruppe, werden die Weichen für das zukünftige Europa gestellt, wird über das Leben von Hunderten von Millionen Menschen entschieden. Wo, wenn nicht dort soll diskutiert werden. Allerdings: In dieser Gruppe gibt es so gut wie kein ökonomisches Wissen.

Sind Sie mal in so einer Sitzung explodiert.

Nein, ich bin immer ruhig geblieben. Es geht in den Sitzungen oft rüpelhaft, rüde, ungehobelt zu. Schäuble kann schon explodieren und sehr scharf sein. Ich hab mal erlebt, wie er den Eurogruppen-Chef Dijsselbloem fertiggemacht, wie er den EZB-Chef Mario Draghi runtergeputzt hat, nicht schön das.

Ihnen ist klar, dass Sie mit diesen Worten, die politische Unabhängigkeit Draghis und damit der Europäischen Zentralbank in Frage stellen?

Ich schildere nur, was ich beobachtet habe und wie Schäuble sich benehmen kann. Mit mir hat er das nie gemacht, er war immer sehr freundlich. Ich schätze ihn,

ich mag Wolfgang. Und er schätzt, glaube ich, meine Expertise. Er weiß genau, was er will, und er sagt es ja offen, ich hab es ja schon erwähnt: ein autoritäres Europa, viel weniger Sozialstaat. Irgendwann kam der Punkt, an dem ich sagte, wir wurden für eine andere Politik gewählt. Da meinte er nur: Da seien Verträge, die müsse man einhalten. Da seien Regeln, die könne man nicht ändern.

Und? Hat er nicht Recht?

Nein. Es kann nicht sein, dass ein sogenanntes Recht eingehalten wird, das eh fragwürdig ist, wenn ein Land daran zugrunde geht. Ich fragte ihn, ob konsequenterweise, wenn der Wille des Wahlvolks eh nichts zählt, ob es dann nicht ehrlicher wäre, wenn man in verschuldeten Ländern, die Demokratie aussetzte? Keine Wahlen mehr abhalten solle, wenn das Volk nur stört? Darauf gab es keine Antwort von ihm.

Das hört sich an, wie die amerikanische Anarchistin Emma Goldman, die im frühen 20. Jahrhundert sagte: "Wenn Wahlen etwas ändern würden, wären sie schon längst verboten".

Vielleicht ist es heute noch übler: Man darf wählen - aber der Wille des Volkes, wenn er nicht passt, wird einfach ignoriert. Und wer sich dagegen wehrt, auch wenn er an führender Position ist, wird fertiggemacht.

Herr Varoufakis, verfluchen Sie den Tag, an dem Sie beschlossen, in die Politik zu gehen?

Ja und nein. Ich bin schon immer ein politischer Mensch gewesen. Das hat auch mit meiner Familie zu tun. Mein Vater war im Bürgerkrieg vier Jahre im Straflager. Der Grund: Er hat sich geweigert, Kommunisten zu denunzieren. Er war ein Liberaler, erzogen im Geist der französischen Revolution, Rousseau, Voltaire, das waren seine Götter, die Freiheit des Geistes war ihm wichtig. Mein Vater, der freundlichste Mensch der Welt, wurde brutal gefoltert, immer wieder. Als er 1949 freikam, war er dünn wie ein Skelett. Ein Onkel von mir, ich hab ihn immer wieder besucht, war während der Juntazeit im Gefängnis, zum Tode verurteilt. Er hat mir liebevoll aus irgendwelchem Zeugs ein Flugzeug gebastelt. Als ich es mit nach Hause nehmen

wollte, nahm es mir so ein faschistoider Wärter ab und hat es zertrampelt. So etwas politisiert einen. Wollen Sie wissen, wie verrückt das Leben ist?

Ich höre.

Meine Mutter hasste früher alle Linken, sie war an der Uni Mitglied einer rechtsradikalen Terror-Organisation. Eine ihrer Aufgaben war es, meinen Vater, der Vorsitzender der Athener Studentenschaft war, auszuspionieren - und so lernten sie sich kennen.

In der Tat: verrückt.

Ja. Und noch etwas hat mich politisiert. Meine Mutter sprach gut Deutsch, und als ich drei Jahre alt war, fing ich an, Deutsch zu lernen. Und dann, so von meinem sechsten Lebensjahr an, während der siebenjährigen Militärdiktatur, habe ich heimlich unter der Decke mit meinen Eltern, fast jeden Abend, so ab acht, neun Uhr, die Sendungen der "Deutschen Welle" angehört. Das war unsere Verbindung in die Freiheit. So erfuhr ich von Willy Brandt. Die Idee des demokratischen Sozialismus. Jeden Sommer sind wir in dieser düsteren Junta-Zeit in den Ferien nach Süddeutschland oder Österreich - es war eine kurze Flucht vor der Diktatur. Ich war also schon immer politisch. Und als es 2010 mit der Krise in Griechenland so richtig losging, habe ich mich mit Artikeln, Kommentaren eingemischt.

Und plötzlich war der Professor der berühmteste Finanzminister der Welt!

Ich hasse, dass man mich so zum Politstar gemacht hat.

Das schmeichelt doch Ihrem Ego!

Überhaupt nicht! Ich hasse es.

Ein paar Kolleginnen von mir wollen, dass ich ihnen ein Autogramm von Ihnen mitbringe.

Nein! So bin ich nicht. Ich war, glauben Sie mir, ganz zufrieden mit meinem Leben als halbwegs arrivierter Akademiker, ich habe Vorträge vor dem britischen und kanadischen Parlament gehalten - übrigens ohne Krawatte. Dass jetzt so ein Trara um meine Kleider, dem Hemd über der Hose gemacht wurde, dass ich Motorrad fahre - irre. Mir wurde unterstellt, das sei Berechnung.

Ach, kommen Sie, Ihre Kleidung war eine wohlkalkulierte Kampfansage.

Quatsch.

So wie Fidel Castros Uniform früher eine Statement war: Ich bin keiner von Euch! Ich bin kein weiterer Anzug! Ich will was anderes als ihr!

Das mögen Sie so in mich hineininterpretieren. Ich habe einfach versucht, auch als Minister, so zu bleiben, wie ich war. Ich bin immer zweiter Klasse gefahren und geflogen. Als ich ins Amt kam, hatte mein Vorgänger zwei gepanzerte BMWs. Für insgesamt 750.000 Euro. Ich hab sie verkaufen lassen und bin mit dem Motorrad ins Büro. Und wenn ich ein offizielles Auto brauchte, bin ich mit einen zehn Jahre alten Hyundai 1400cc vorgefahren. Vielleicht gab es auch deswegen diesen Hass auf mich - ich habe mich von der Macht und den Insignien der Macht einfach nicht verführen lassen.

Wie war das eigentlich an Ihrem ersten Arbeitstag als Minister?

Ich ging ins Ministerium. Alle waren weg, bis auf ein paar Sekretärinnen. Es gab keinen Laptop, kein Internet, gar nichts. Meine Vorgänger hatten alles ausgeräumt. Ich saß allein da mit meinem Rucksack und dem Computer, den ich darin mitbrachte. Das war die Ausgangslage. Ich baute mir eine kleine, junge, hochmotivierte Mannschaft auf. In den ersten Sitzungen mit der Troika bestand meine Mannschaft aus sechs Leuten. Hinter den Ministern, denen wir gegenüber saßen, und die unser Land aufteilen wollen und es an Investoren verschachern wollten und wollen, standen Apparate mit bis zu tausend Leuten.

Da verfluchten Sie sicherlich den Tag, an dem Sie Tsipras zugesagt hatten, für ihn als Minister zu arbeiten.

Nein, ich musste Ja sagen. Es war meine Pflicht.

Und Sie haben total versagt.

Was habe ich? Lassen Sie uns später weiterreden, ich muss jetzt wieder weg.

Danae Stratou:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eines der Dinge, die ihm und mir komplett entglitten, war dieses Foto-Shooting für die Zeitschrift "Paris Match". Das war verheerend. Eine Riesenwelle schlug über uns zusammen. Mein Mann ist ein Mann des Wortes, Bilder interessieren ihn nicht, er kannte diese Illustrierte kaum. Dass die was mit uns machen konnten, hing mit seinem französischen Verleger zusammen. Der sagte, das sei gut für das neue Buch von Yanis. Wir hatten noch keine eigene Wohnung, lebten im Haus unserer Eltern. Da sind drei Generationen unter einem Dach. Es geht da recht eng zu. Den "Paris-Match"-Leuten machte das alles zu wenig her, dann sahen sie den Balkon oben im dritten Stock, wo wir gar nicht untergebracht waren. Die Fotografen hatten sehr genaue Vorstellungen, wie sie uns inszenieren wollten. Wir wurden schlichtweg reingelegt. Sie brachten das Essen mit, den Wein, alles. Das Shooting dauerte 15 Minuten, aber seine verheerende Wirkung war nachhaltig. Fortan hieß es in den Medien: Die schwelgen im Luxus.

@JaapJansen: In Griekenland is 't al zomer bij Varoufakis... (Paris Match) pic.twitter.com/HIC2wtSslC Die Griechen hebben 't zo slecht nog niet..

— **Jacomoo (@lelie2000) March 15, 2015**

Herr Luik, was behaupteten Sie vor fünf Stunden? Ich soll versagt haben? Nein. Ich denke, ich habe für einen Moment vielen Menschen in vielen Ländern zeigen können, dass es Alternativen zu dieser herzlosen, falschen Austeritäts-Politik gibt.

Sie sind ja ein Theoretiker der Spieltheorie. Aber der alte Praktiker Schäuble hat Sie an die Wand gespielt.

In diesem Spiel war ich nackt, er ein hochgerüsteter Gladiator. Sie können noch so klug sein wie Sie wollen, aber wenn Ihr Gegenspieler in einem Panzer sitzt und sie vor dem Kanonenrohr stehen, helfen Ihnen auch die besten Argumente nichts. Schäuble repräsentiert Deutschland. Deutschland ist das Kraftwerk Europas. Das macht die Kraft seiner Argumente aus. Nicht Weisheit. Mit dieser Wirtschaftskraft zwingt er Europa, aber vor allem die Eurogruppe hinter sich. Da gibt es einige, die gegen seine Knute murren - aber wenn er in der Eurogruppen-Runde was sagt,

kuschen alle, auch die Franzosen, die vor der Konferenztür sich oft tapfer und aufmüpfig gebärden. Er pfeift und sie spuren.

Das ist ein vergiftetes Lob für Schäuble. Sie wollen sagen: Er ist gefährlich.

Deutschland muss noch viel lernen. Deutschland ist der Hegemon in Europa, leider ist es aber vor allem ein autoritärer Zuchtmeister. Ein weiser Hegemon weiß aber, dass er andere, um selber gut zu leben, leben lassen muss. Er muss also ein gütiger Hegemon sein. Die USA waren nach dem Krieg weltweit so ein Hegemon wie Deutschland jetzt in Europa. Ein mächtiges Überschuss-Land. Aber Amerika, anders als Deutschland, wusste immer, dass es, um seine Gewinne zu sichern, Defizitregionen unterstützen muss. So gesehen handelt Deutschland zurzeit gegen seine eigenen Interessen. Wer zu lange auf anderen herumtrampelt, verliert seine Vormachtstellung.

Glauben Sie, dass Sie eine Spur in der Geschichte der griechischen Politik hinterlassen haben?

Das wird die Zeit zeigen. Die Geschichte geht weiter. Was kommt jetzt? Bald Neuwahlen? Ich glaube, das ist zwangsläufig. Zerfällt Syriza? Gibt es Unruhen? Proteste? Nur stille Verzweiflung? Alles möglich - weil zu viele Menschen enttäuscht sind.

Das hört sich an, als ob Sie den Aufbau einer neuen Partei planen.

Überhaupt nicht. Es ist immer ein Fehler der Linken, wenn es Probleme gibt, sich hemmungslos zu zerfleischen. Aber Sektierertum bringt's nicht. Kritisch wird es für mich erst, wenn Regierungsmitglieder erklären, sie finden es gut, das ihnen auferlegte Diktat umzusetzen.

Sie klingen verzweifelt.

Ich bin nie verzweifelt. Ich weiß, dass ich mit meiner Politik vielen Menschen Mut gemacht habe. Als die sowjetischen Panzer den Prager Frühling niederwalzten, starb die Sehnsucht nach Freiheit nicht. Der Kampf geht weiter. Ich war neulich in Deutschland, und auf der Straße haben mich unzählige Leute angesprochen, sie sagten: "Sie haben uns Mut gemacht, dass es ein besseres Europa geben kann".

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am Donnerstag vergangener Woche, kurz vor elf Uhr Ortszeit, sind unsere Gespräche beendet. Es klingelt an der Tür, wieder einmal. "Journalisten", sagt Varoufakis. Ich verabschiede mich von ihm.

Ich gehe in die Küche. Trinke dort Kaffee mit seiner Frau, seinem Sohn, der Putzfrau. Und frage mich: Wer ist dieser Yanis Varoufakis? Der unter Beschuss ist, national, international - wohl der umstrittenste Politiker in Europa. Und der mich in seine Wohnung ließ, einen Fremden? "Feel at home", hatte er bei der Begrüßung gesagt. Der mich kaum kannte - abgesehen von ein paar kurzen Telefonaten, ein paar E-Mails, ein paar Interviews von mir, die ich ihm zugesandt hatte? Warum dieses Vertrauen?

Ich bin noch immer ratlos. Wer, zum Teufel, ist dieser Typ?

„Charlie ist da! Und Charlie macht weiter!“

Er saß mit am Tisch, als die Attentäter am 7. Januar 2015 die Redaktionsräume von „Charlie Hebdo“ stürmten und zwölf Menschen erschossen. Herausgeber Laurent Sourisseau über das Drama von damals und die Schwierigkeit heute, die Zeitung zu führen

Von Stephan Maus, stern, 16.07.2015

Monsieur Sourisseau, stimmt das Sprichwort „Die Zeit heilt alle Wunden“?

Die Zeit heilt nicht, sie mildert. Die Zeit wird uns helfen. Heilen wird sie nichts.

Wie haben Sie den Anschlag erlebt?

Ich war an jenem Mittwochmorgen in der Redaktion. Wir haben einen Knall gehört. Dann noch einen Knall und noch einen. Alle sind aufgesprungen. Dann flog die Tür auf. Ein Mann tauchte auf. Ganz in Schwarz. Mit einem Maschinengewehr. Ich habe seine Waffe gesehen, ich habe das Weiß in seinen Augen gesehen.

Was denkt man in so einem Moment?

Man denkt gar nichts. Man versteht. Ich habe mich sofort hingeworfen. Der Mann stand anderthalb Meter von mir entfernt und schoss in den Raum. Alles war ganz still. Man hörte nur die Schüsse. Keinen einzigen Schrei. Dann hat er auf mich gezielt. Er hat mir die rechte Schulter zertrümmert. Ich habe mich nicht bewegt. Ich

bin auf dem Boden liegen geblieben. Die ganze Zeit, die ganze Zeit. Habe nur darauf geachtet, dass sich mein Brustkorb nicht hebt. Ich habe mich tot gestellt.

Haben die Täter gesprochen?

Der eine hat gesagt: „Wir sind von al-Qaida aus dem Jemen.“ Und dann einer zum anderen: „Nicht die Frauen.“ Danach haben sie wieder geschossen. Einen Augenblick später habe ich unten auf der Straße Schüsse gehört. Da habe ich gedacht, sie sind rausgegangen. Aber ich habe mich noch immer nicht bewegt. Denn ich war mir noch immer nicht sicher, ob wirklich beide den Raum verlassen hatten. Erst als sich andere bewegten, habe ich verstanden, dass die Attentäter nicht mehr da waren. Da habe ich mich umgedreht. Ich habe mir mit den Füßen einen Stuhl herangezogen, um meine Beine hochzulegen. Ich wusste ja nicht, wie schwer ich verletzt war. Ich sagte mir: „Wenn ich viel Blut verliere, muss möglichst viel vom Rest zum Gehirn strömen.“

Sie blieben erstaunlich ruhig.

Panik führt zu nichts. Während der Schießerei habe ich die Sekunden gezählt: Eine Sekunde – ich lebe noch. Zwei Sekunden – ich lebe noch. Als es zu Ende war, war kein Laut zu hören. Kein Klagen, kein Wimmern. Da habe ich verstanden, dass die meisten tot waren.

Worüber hatte die Redaktion gesprochen, als die Täter das Gebäude stürmten?

Wir sprachen über das Buch von Michel Houellebecq. Und über die jungen Franzosen, die in den Dschihad ziehen. Einige sagten: „Das sind Typen aus den Vororten. Die sind verloren. Die wissen nicht mehr, was sie machen sollen. Man hat sich in Frankreich nicht genug um sie gekümmert. Also denken sie, dort drüben gäbe es noch Ideale.“ Andere sagten: „Keine Entschuldigungen!“ Wir dachten, diese Typen seien 10 000 Kilometer entfernt. Dabei standen sie vor unserer Tür.

Sie wurden ins Krankenhaus gebracht. Hatten Sie dort noch Angst?

Als ich im Krankenhaus lag, waren die Attentäter, die Brüder Kouachi, noch auf der Flucht. Ich hatte das Gefühl, diese Typen sind allmächtig. Gegen die kann keiner was ausrichten. Stell ihnen zwei Polizisten gegenüber, und sie werden sie töten.

Zehn Polizisten, und sie werden sie töten. Im Krankenhaus sagte man mir: „Keine Sorge, dies ist ein Militärkrankenhaus.“ Ich antwortete: „Ist Ihnen nicht klar, dass diesen Typen vollkommen egal ist, dass man ihnen Militär entgegenstellt? Die knallen einfach alle ab.“ Ich dachte, die wollen die Überlebenden auch noch erledigen.

Sie wirken heute sehr stark. Würden Sie sich als traumatisiert beschreiben?

Gezeichnet, ganz sicher. Aber traumatisiert? Ich weiß es nicht. Wir werden alle von Psychiatern betreut. Sie wollten zuerst feststellen, ob wir an posttraumatischen Störungen leiden. Also hat mich mein Psychiater gefragt: „Haben Sie Albträume?“ Ich habe gesagt: „Nein, ich schlafe gut.“ Er fragte: „Wachen Sie nachts schreiend auf?“ Ich sagte: „Nein, ich schlafe gut.“ Ich verhielt mich nicht, wie ich mich hätte verhalten sollen. Vielleicht bin ich weniger traumatisiert als andere in der Redaktion.

Ihr Vater war Bestatter. Haben Sie dadurch ein besonderes Verhältnis zum Tod?

Das ist ein Milieu, in dem man Humor braucht. Man muss die Ereignisse mit Distanz betrachten können. Wenn Sie sich alles zu sehr zu Herzen nehmen, können Sie diesen Beruf nicht ausüben. Daher kommt mein schwarzer Humor.

Welche Gefühle haben Sie für die Brüder Kouachi?

Ich habe keine Nachsicht mit ihnen. Sie haben sich von einer fanatischen Ideologie gefangen nehmen lassen. Ich bedaure sie und dann auch wieder nicht. Sie haben ihr Leben verbockt. Ich weiß nicht, was ich gemacht hätte, wenn sie noch am Leben wären und ich ihnen in einem Prozess gegenübergestanden hätte. Vielleicht hätte ich sie am ehesten als die kleinen Arschlöcher beschimpft, die sie sind. Und ihnen ein paar Ohrfeigen gegeben. Das ist alles, was sie verdienen.

Ist „Charlie Hebdo“ heute anfälliger für Selbstzensur?

Wir glauben immer noch, dass wir das Recht haben, alle Religionen zu kritisieren. Nun möchte ich aber auch nicht, dass man denkt, „Charlie“ sei vom Islam besessen. Wir werden jetzt nicht „Isis Hebdo“ machen. Wir sind ein atheistisches Blatt. Aber wir interessieren uns nicht ausschließlich für Religion. Außerdem kritisieren wir auch andere Religionen als den Islam. Allein die katholischen Fundamentalisten haben

unzählige Prozesse gegen uns angestrengt. Insgesamt haben wir gar nicht so viele Islamkarikaturen gemacht. Mit dem Erstarren des Islamismus war es die Nachrichtenlage, die uns die Islamkarikaturen quasi aufgezwungen hat.

Empfinden Sie den Islam als eine gewalttätige Religion?

Der Islam ist nicht aus einem Guss. Es gibt unzählige Tendenzen in der muslimischen Welt. Wie in allen Religionen. Die Fehler, die man dem Islam vorwerfen kann, kann man allen Religionen vorwerfen. Alle Religionen hatten in ihrer Geschichte totalitäre Tendenzen. Gerade in Frankreich haben wir das während der Religionskriege aufs Schrecklichste zu spüren bekommen.

Haben Sie heute Angst, wenn Sie auf der Straße Männer im Kaftan oder verschleierte Frauen sehen?

Ich habe keine Angst vor Muslimen. Natürlich darf jeder anziehen, was er will. Aber ich finde es zum Beispiel schade, wenn Frauen schon in jungen Jahren einen Schleier tragen. Vor allem in einem Land, wo sie frei leben könnten.

Werden Sie persönlich Mohammed weiterhin karikieren?

Nein. Wir haben Mohammed gezeichnet, um das Prinzip zu verteidigen, dass man zeichnen darf, was man will. Wir haben das nicht aus irgendeinem persönlichen Interesse gemacht. Sondern wir haben das für die französische Gesellschaft gemacht. Es ist ein wenig seltsam: Man erwartet von uns, dass wir eine Freiheit ausüben, die im Grunde niemand mehr zu nutzen wagt. Dabei haben wir unseren Job gemacht. Wir haben das Recht auf Karikatur verteidigt. Nun sind andere dran. Voilà.

Liberté, Égalité, Fraternité – für einen Satiriker dürften das wenig mehr als Worthülsen sein. Haben Sie durch die Attentate die Republik lieben gelernt?

Nur die Republik kann uns schützen. Wenn wir Satire gemacht haben, dann war es immer, um die Werte der Republik und der Französischen Revolution zu verteidigen. Okay, wir haben es auf unsere Art und Weise gemacht. Aber wir haben uns diesen Werten immer verpflichtet gefühlt.

Der französische Soziologe Emmanuel Todd sagt: „Gotteslästerliche Reden über den Islam führen heißt, die Schwachen der Gesellschaft, nämlich die Immigranten, zu schmähen.“ Was antworten Sie?

Er setzt Islam und Immigranten gleich. Und er setzt Islam und die Schwachen gleich. Vereinfachungen, die ziemlich erstaunlich sind für einen Intellektuellen. Ich denke, man sollte etwas mehr Wertschätzung für die Muslime zeigen. Ich habe Vertrauen in die Fähigkeit der französischen Muslime, kritisch über ihre Religion nachzudenken.

Emmanuel Todd schreibt in seinem aktuellen Bestseller „Qui est Charlie?“, dass es vor allem die verunsicherte Mittelklasse war, die nach dem Anschlag auf die Straße ging, um in ihrem Protest gegen den Sündenbock Islam so etwas wie Selbstbestätigung zu finden. Er analysiert die Solidaritätswelle als verkappte Islamophobie. Was halten Sie von seiner Theorie?

Wenn Sie heute zur Place de la République gehen und schauen, was die Menschen auf die Statue der Republik geschrieben haben, werden Sie sehen: All diese Menschen haben sich bei den Solidaritätsmärschen um republikanische Werte versammelt. Ich glaube, die Menschen hatten Angst, dass die Republik destabilisiert würde. Sie haben das Attentat als eine Aggression gegen republikanische Werte gesehen.

Nach dem Attentat hat „Charlie“ viel Geld bekommen. Die Redaktion erhielt 4,3 Millionen Euro Spenden, die Auflage hat sich vervielfacht, der Gewinn vor Steuern seit Januar wird auf 12 Millionen Euro geschätzt. Seitdem gibt es in der Redaktion Streit und Zwietracht.

Nach dem Attentat waren viele destabilisiert. Wir haben die halbe Redaktion verloren, und jeder musste sein Trauma überwinden. Aber das hat sich beruhigt.

Ist das viele Geld ein Fluch?

Alle, die das sagen, irren sich. Zuallererst gibt es das Geld, das an die Opfer gehen wird. Dann gibt es das Geld, das der Zeitung gehört. Viele Zeitungen haben finanzielle Probleme angesichts der Medienkrise. „Charlie“ hat sich gut verkauft. Das gibt uns Sicherheit.

15 Mitglieder der Redaktion haben eine Erklärung in „Le Monde“ veröffentlicht, in der sie fordern, „Charlie“ von einer Kapitalgesellschaft in eine Genossenschaft umzuwandeln. Sie verlangen mehr Transparenz und mehr Mitbestimmung. Als Herausgeber und Hauptanteilseigner widersetzen Sie sich diesem Wunsch der Redaktion. Warum?

Wir sind dabei, unsere Statuten zu ändern. Nicht um eine Genossenschaft zu machen, sondern eine „Société Solidaire de Presse“. Das ist ein ganz neuer Status. Er garantiert, dass jedes Jahr mindestens 70 Prozent der Gewinne zurückgelegt werden. So vermeidet man eine zu hohe Dividendenausschüttung. So bilden wir ausreichend Rücklagen.

Viele Redakteure haben für „Charlie“ ihr Leben riskiert. Warum machen Sie nicht alle Redaktionmitglieder zu Miteigentümern und führen so mehr Mitbestimmung und Transparenz ein?

Bei „Charlie“ waren alle Eigner immer auch Angestellte. So steht es in den Statuten. Auf diese Weise wollten wir verhindern, dass die Zeitung von jemandem gekauft wird, der nicht der Redaktion angehört. Die Zeitung wird also von denen geführt und geleitet, die sie auch machen.

Aber nur von einigen wenigen. Im Moment besitzen Sie 40 Prozent der Anteile, Finanzdirektor Eric Portheault 20 Prozent, der Rest gehört den Erben Ihres Vorgängers, des ermordeten Zeichners und Herausgebers Stéphane Charbonnier.

Nicht alle, die bei „Charlie“ arbeiten, werden auch zwangsläufig Anteilseigner. Manche Leute werden eingestellt, um eine gewisse Arbeit zu verrichten. In den Aufgabenbereich der Leitung hingegen fällt es, Entscheidungen zu treffen. Unternehmensbeteiligung und Redaktion, das sind zwei ganz verschiedene Sachen. Es wird in Zukunft Angestellte geben, die auch Anteilseigner werden, das ist sicher. Aber eben nicht alle.

Nun könnte man sagen: Sie besitzen 40 Prozent der Anteile und sind der Chef. Sie wollen einfach Ihr Geld behalten und Ihre Privilegien nicht abgeben.

Aber ich besitze das Geld doch gar nicht. Ich habe eine Verantwortung. Anteilsscheine sind doch kein Geld. Als Hauptanteilseigner haben Sie ein wenig das

Schicksal der Zeitung in der Hand. Mein Ziel ist es, dass die Zeitung diese schwierige Zeit überwindet. Mein Ziel ist es, eine neue Generation zu holen. Denn eine ganze Generation wurde am 7. Januar vernichtet. Chef sein, nur um Chef zu sein, das ist uninteressant. Es gibt einerseits die Macht und andererseits die Gestaltungskraft. Macht ist für diejenigen, die keine Gestaltungskraft haben. Nur Menschen, die keine Ideen haben, wollen Macht.

Trotzdem üben Sie Ihre Macht ganz ungeniert aus. Sie sagen Ihren Kollegen: Es gibt keinen Wandel.

Natürlich gibt es Wandel.

Aber nicht hin zu einer Genossenschaft.

Nein. Ich habe von Anfang an gesagt, dass ich das für keine gute Idee halte. Ein guter Journalist ist noch lange kein guter Unternehmer.

Spitzfindig.

Stimmt aber. Es gibt Leute, die hervorragende Journalisten sind, aber wenn sie eine Entscheidung treffen müssen, dann sieht die Sache schon ganz anders aus.

Dann stimmen Sie mit Ihrem Anwalt überein, der gesagt hat: „30 Maulhelden im Kapital, das wäre unmöglich zu verwalten.“

Natürlich hat er damit recht. Man muss realistisch sein. Das sympathische Durcheinander ist für eine Redaktion okay. Aber wenn die Anteilseigner damit anfangen, dann herrscht totale Anarchie. Es kommt doch auch immer darauf an, mit wem Sie eine Genossenschaft machen. Wenn Sie Leute in Ihrer Redaktion haben, die noch nicht einmal ihre Arbeit als Journalist ordentlich hinbekommen, dann fragen Sie sich schon: „Wären das auch gute Unternehmer?“ Da bin ich mir eben nicht so sicher.

Als Satiriker kritisieren Sie Machtanhäufung. Aber als Chef üben Sie Ihre Macht sehr selbstbewusst aus.

„Charlie“ lässt seine Angestellten in Ruhe. Es gibt bei uns Freizügigkeiten wie in keinem anderen Medienunternehmen.

Und doch haben Sie vor Kurzem der Redakteurin Zineb El Rhazoui mit Kündigung gedroht, weil sie angeblich ihre Arbeit vernachlässigt hat.

Eine lange Geschichte. Es ist nicht das erste Mal, dass ich versuche, ihr gewisse Dinge klarzumachen. Natürlich zieht sie jetzt ihre Opfernummer ab.

Was genau regt Sie denn so auf?

Schon vor dem Anschlag gab es Redakteure, die sich der Zeitung gegenüber ungezwungen verhielten. Der 7. Januar hat auch mich geprägt. Seitdem ertrage ich ungeniertes Verhalten nicht mehr. Mit dieser Zeitung Spaß man nicht einfach so herum. Man kommt nicht einfach, wenn man Lust hat. Hier sind Menschen gestorben. Wir müssen die Zeitung wieder aufbauen. Alle arbeiten wie die Irren. Da kann einen dieses ungezwungene Verhalten schon mal aufregen. Das habe ich versucht, Zineb zu erklären. Ich hoffe, sie hat das verstanden.

Zineb El Rhazoui ist Opfer von Morddrohungen. Sie hatte lange keinen festen Wohnsitz, lebte aus dem Kofferraum ihrer Leibwächter, die sie immer überallhin begleiten. Und einer bedrohten Journalistin fällt Recherche schwer. Muss man in solch einem Fall wirklich so viel Strenge walten lassen?

Sie sagt, sie sei Opfer. Bin ich auch. Sie sagt, sie habe ständig ihre Leibwächter um sich. Habe ich auch. Alle haben dasselbe durchlebt wie sie. Sogar Schlimmeres. Sie war bei dem Attentat nicht in der Redaktion. Es gibt Redakteure, die während des Attentats in der Redaktion waren und trotzdem ordentlich weiterarbeiten; die „Charlie“ respektieren. Mehr verlange ich nicht. Entweder respektiert man „Charlie“, oder man macht etwas anderes.

Es gibt Leute, die sagen, die Stimmung in der Redaktion sei unerträglich.

Manche Menschen wollen ein gewisses Klima schaffen. Das ist ermüdend. Manchmal frage ich mich, ob es sie nicht schlicht ankotzt, dass sich „Charlie“ gar nicht so schlecht schlägt. Manchmal frage ich mich, ob diese Leute nicht wollen, dass „Charlie“ mit einem großen Knall untergeht. Diesen Menschen sage ich: Nein! [„Charlie“ ist da!](#) Und „Charlie“ macht weiter!

Sie sind nun richtig wütend.

Diese Zeitung war schon immer sehr schwierig zu machen. Sie verlangt enormes Engagement. Und seit den Morden ist es noch schwieriger. Nichts ist einfach. Weder für mich noch für die anderen. „Charlie“ ist kein Spielzeug. Es gibt Leute, die

mit „Charlie“ herumspielen wollen. Indem sie alles Mögliche erzählen. Indem sie die Zeitung verunglimpfen. Diese Leute sollen die Finger von „Charlie“ lassen. Nach all dem, was wir erlebt haben, verlange ich Respekt für diese Zeitung. Für die, die sie gemacht haben. Und für die, die sie machen.

2011 gab es einen Brandanschlag gegen „Charlie“. Damals sagte der Zeichner Wolinski: „Ich glaube, wir sind Leichtfertige und Schwachköpfe, die unnötige Risiken eingegangen sind. Wir hielten uns für unverletzlich. Jahrelang haben wir provoziert. Dann hat sich die Provokation gegen uns gewendet. Wir hätten das alles lassen sollen.“ Im Januar wurde Wolinski erschossen. Bringt Sie das zum Zweifeln?

Natürlich stellt man sich Fragen. Aber es ist doch immer dasselbe: Sie werden zur Geisel. Wenn Sie sagen, dass man das alles hätte lassen sollen, dann geben Sie den Attentätern recht. Dann müsste man eine Zeitung wie „Charlie“ ganz aufgeben. Dann hätte eine Zeitung wie „Charlie“ nicht mehr ihren Platz in der demokratischen Gesellschaft.

Hatten Sie denn niemals Zweifel?

Als ich am 7. Januar blutüberströmt auf dem Boden lag und auf die Hilfskräfte wartete, habe ich mir gesagt: „Letztlich wollen die Menschen uns nicht mehr. Sie wollen uns vernichten. Wir haben in der gegenwärtigen Gesellschaft keinen Platz mehr.“ Aber als ich dann all die Menschen gesehen habe, die wenige Tage später auf die Straße gegangen sind, habe ich verstanden, dass es doch nicht so einfach ist. All diese Menschen wollten, dass „Charlie“ fortbesteht. Also müssen wir weitermachen. Wir haben nun fast so etwas wie eine historische Verantwortung.